

Wirtschafts- und Sozialpolitik der D. N. B. P.

Bonn, 10. Sept. Am dritten und letzten Verhandlungstage des Deutschen Reichstages war der Reichstag wieder außerordentlich fröhlich. Unter den Anwesenden bemerkte man auch die früheren deutschen Reichsminister Schiele und Reubaus. Das Verhandlungsthema der Vormittagssitzung lautete: „Etat und Wirtschaft“. Als erster Redner nahm das Wort

Reichstagsabgeordneter Dr. Vejeune-Jung,

der zu Beginn seiner Rede betonte, daß es sich bei all den wirtschafts- und staatspolitischen Entscheidungen, von denen wir leben, letzten Endes um die Beantwortung der Frage handelt: Wie nehmen wir von unserem Volke die in die Zukunft um das tägliche Brot? Wenn gleich im Rahmen des Budgetgesetzes eine Schilderung des ungeborenen Zerstörers des politischen wie wirtschaftlichen Gleichgewichtes durch den Unfrieden von Versailles und die übrigen Friedensbedingnisse unmöglich sei, so dämmere viel leicht da auch schon die Erkenntnis des Wahnsinnes auf, den die Welt hier durch die Verwirklichung dieses Gleichgewichtes haben. „Aber was wir vermessen in der Welt um uns herum und am meisten vermessen in den Ländern, die der parlamentarischen Regierungsjahre huldigen, das ist der Mut, der Mut zur Wahnsinnigkeit.“ „Ins gemeine es, aus dem besten Willens heraus der Gegenwart unerschrocken ins Antlitz zu sehen und die Gefahr zu erkennen, die für die Dauer des Parteienstaates, in dem wir leben, besteht, jene Gefahr, daß Staat und Wirtschaft in scharfe Gegensätze miteinander geraten.“

Dr. Vejeune-Jung wandte sich gegen den Versuch, der Wirtschaft Gegenkraft zum Staatsgedanken an sich vorzusetzen, wenn diese sich gegen einen Mißbrauch des Staatsgedankens zur Wehr setzen hat.

„Insofern im Hinblick auf die Neben Erzeugnisse, sei festzuhalten, daß der Staat in Gefahr war, sich selbst seiner Mutter zu begeben, indem er die Grenzen seiner Bestimmung verlor.“

Der Redner kam sodann auf die Aufgabe der Wirtschaft zu sprechen, die nicht darin bestehe, zu regieren. Bei der Wirtschaftspolitik solle die Staatsgewalt aber dem wirtschaftlichen Bereich überlassen werden. „Die Staatsgewalt werde überall dort verfallen, wo die Rentabilität des Unternehmens ganz allein oder doch in erster Linie auf die Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit, den wachsenden und wendenden Geist des Unternehmens gestellt ist. Dr. Vejeune-Jung erinnerte an die Zahl und die Bedeutung der Unternehmungen, die jetzt bereits von Reich und Ländern betrieben werden oder unter staatlichen Einflüssen stehen, um darzulegen, daß gegen diese Art einer „falschen Sozialisierung“ sich die Wirtschaft um so entschleuniger zur Wehr setzen müsse, als diese Konkurrenz noch dadurch verstärkt werde, daß z. B. Betriebe, deren Ertragsverhältnisse sich dem Reiche ausliefern, Steuerfreiheit genießen. Wenn auch der Reichswirtschafts- und der Reichsfinanzminister erklärt haben, sie würden sich zu keinen unzulässigen Experimenten auf dem Gebiete des Staatskapitalismus hinlegen, so könne man doch einwenden, daß diese Zusicherungen sich auch in den Ländern, namentlich in Preußen und Sachsen, auswirkten.“

Reich, Staat und Gesellschaft werden immer mehr wieder lernen müssen, daß eine direkte Beherrschung der Volkswirtschaft, die Reglementierung derselben durch den Staat, die Verknüpfung und Vermengung des Staates mit der wirtschaftlichen Sphäre durch übermäßige Verstaatlichung, abzuweisen, unerträglich und ruinös ist.

Der Redner kam sodann auf die Steuerpolitik zu sprechen, die das Erträgnis der Arbeit weiterzuführen sucht und damit zu dem gleichen Ziele der falschen Sozialisierung zu gelangen hofft. Die Wirtschaft müsse es dem Reichsfinanzminister zu Lieben danken, daß unter seiner Amtsführung das Reich den Übergang zu einer gesünderen Finanzpolitik gefunden hat. Gleichwohl liege die Wirtschaft auch heute noch unter einem Steuerdruck, leide insbesondere an der Überbelastung der Realsteuern. Auch die Auswärtssteuer sei längst ihren eigentlichen Zweck größtenteils entzogen worden. „Frei soll und muß die Arbeit sein, wenn wir wieder zu frischem Aufschwung kommen wollen.“

Bei dem Wohnungsprogramm der Reichsregierung kann es sich nur um Maßnahmen von kurzer Sicht handeln, an deren Stelle, um die Mittel erschöpfend, nur eine Dauerbelastung der Erwerbslosensicherung tritt.

Die Zeit ist aber überreif für die Erkenntnis, daß es jetzt gilt, die Erwerbslosen wieder zu selbstständigen Arbeitern mit dauernder, selbstgewählter Arbeitslegenheit zu machen.

Dieses Ziel wird nur durch eine organische Umgestaltung unserer gesamten Wirtschaftsstruktur zu erreichen sein. Wenn

irgendwo eine umfassende finanzielle Beihilfe des Reiches und der Länder am Platze ist, muß sie verwendet werden zur Schaffung zahlreicher neuer Arbeitsplätze auf dem Lande. Der Redner kam dann auf die Kredit- und Zinsfrage zu sprechen, die auch den fälschlichen Mißstand berührt. Es sei auf die Dauer unerträglich, daß die Reichsbank eine geradezu unantastbare Diktatur über die deutsche Wirtschaft ausübe. Auch der Reichsbank müsse eine wirksame Einflußmöglichkeit der Wirtschaft an die Seite gestellt werden.

Die Paratiten, die noch heute für luftangereicherter Gewerbe in Deutschland fortzuweilen versuchen, sollte man mit der ganzen Strenge des Gesetzes treffen und vernichten.

Im weiteren Verlaufe seiner Rede führte Dr. Vejeune-Jung aus: „Das Reich muß neben einer inneren Wirtschaftspolitik auch eine Handelspolitik treiben, wobei die Abhängigkeit unserer Volkswirtschaft von der Einfuhr ausländischer Waren vermindert und lebensnotwendige Wirtschaftsgüter gegen die Schutzeinfuhr aus dem Auslandes schützt. Der Zolltarif ist uns obenbenannt ein Werkzeug, mit es der Reichsbank am besten anzuwenden ist, nicht mit der Absicht, den Zoll zu erhöhen, sondern um die Zollmauern abzubauen, nachdem wir ihnen freudlichst vorher unseren inneren Markt durch Aufhebung der Zollgrenzen ausgeliefert haben.“

Wir sind der Überzeugung, daß auch auf handelspolitischen Gebiet die vom Sozialismus gepredigte Methode der einseitigen Zugewandtheit nicht der geeignete Weg ist, um zur Anerkennung unserer Gleichberechtigung in der Welt zu gelangen.

Unsere Wirtschaftspolitik, wie wir sie anstreben und zu verwirklichen hoffen, beruht auf der Forderung, daß der Staat seine fördernde Wirkung nicht verliere, wenn die Stadt und Land wieder zusammenzuführen. Sie will die gemeinsame Front der Bauern und Arbeiter schaffen. Wir sind uns klar darüber, daß dieses Ziel dauerhaft nur erreicht wird, wenn wir unter Volk ohne Raum die Heimat erschließen, wenn wir durch eine gesunde Wohnungspolitik und durch eine gesunde Arbeitsverfassung dem entmenschten, ihn und her getriebenen Arbeiter wieder die Möglichkeit eines Familienlebens im Sinne der übrigen gesellschaftlichen Schichten zu verschaffen. Nur soll man nicht den Arbeiter sich frei als gleichberechtigtes Mitglied der Gesellschaft und im Bewußtsein seiner Menschlichkeit betrachten lassen.

nicht nur in seinen eigenen Gesellschaften, sondern auch in der Gemeinde, als der Keimzelle jedes staatlichen Lebens, im Staate, in den getriebenen Körperlichkeiten und in der Verwaltung. Wenn wir Staat und Volk nicht die heilige Verpflichtung auferlegen, nicht zu rasten und zu ruhen, bis

das Recht über den Menschen auf Arbeit

wieder anerkannt worden ist und Verwirklichung gefunden hat, betonen wir gleichzeitig, daß allein mit Nationalökonomie und Hygiene, mit Sozialwissenschaft und Zahlensystem nicht getan ist. All unser Mühen wird vergeblich sein, wenn wir nicht erkennen, daß die Grundbedingung zum Aufschwung unseres Vaterlandes vorweg in unsere Arbeitsethik gelegt werden müssen. Deshalb halten wir auch fest, daß es nicht nur eine Frage der Menschlichkeit ist, sondern auch die der Gerechtigkeit, daß auch die moderne Gesellschaft, in die wir den Arbeiter wieder einleiten wollen, auf die eigene gesellschaftliche Bestehenheit Bedacht nimmt. Erst wenn der deutsche Arbeiter wird uns beim Aufbau des Vaterlandes nur dann mit gutem Willen zur Hilfe werden, wenn wir alle unsere wirtschaftliche Arbeit heiligen, ihr eine sittliche Bedeutung geben, wenn all unser Tun im Staat und Wirtschaft die Ehegatten trägt.

Der Zweck der Arbeit ist Gemeinwohl sein!

„Inwiefern den deutschen Menschen gilt es wieder Weiden zu schlagen, wir müssen uns vor allem dessen bewußt sein, daß wir nicht nur uns selbst leben, um zu leben, sondern daß auf uns laftet auch die Verantwortung für unsere Mitmenschen, die Verantwortung für die Zukunft, für unsere Kinder und Kindeskiner. Das wir gemeinsam uns wieder einmal ein deutsches Leben zu erringen wollen, das soll unser eifriger Wille sein, und dazu begehle uns der allmächtige Gott!“ (Stürmischer anhaltender Beifall.)

In der anschließenden Ausdrucks bezeichneter Rede des Reichsministers a. D. Martin Schiele es als das entscheidende Ziel, die Erwerbslosen in den Wirtschaftlichen Bereich einzugliedern durch Eröffnung hohenzahliger Beschäftigungsmöglichkeiten in der Produktion, insbesondere am Lande. Man brauche endlich ein machbares Programm aufzuheben, das einseitig ist, das soziale Agrarprogramm aufzuheben.

Minister a. D. Reubaus ging auf Fragen der

holl- und Handelspolitik ein und bejahte, daß die Anwendung der bestehenden Handelsvertragsmethoden zu günstigen Verträgen gelangen werden. Vor allem gelte es, die wirtschaftliche Mittel zu finden, die überhöhten Zinsfuß im Auslande herabzusetzen und dem Wirtschaften nach Schußvoll wirksam entgegenzusetzen. Die internationalen Verhandlungen unserer Industrie mit den ausländischen Industriellen dürften zeigen, daß eine Verständigung den Interessen aller bestimmt am besten diene. Solle Einigkeit aller Wirtschaftskräfte über die in der Handelspolitik einzuschlagende Wege für eine notwendige Voraussetzung für den wirtschaftlichen Aufschwung sein.

Schließlich betonte Landtagsabgeordneter Sch w e i t, daß eine harte Außenpolitik Grundbedingung für eine gesunde Wirtschaft sei.

Aus Stadt und Umgebung Treu um Treue!

Sonnentagegedanken.

Die Treue ist das Mark der Ehre. Wer Ehre hat, wird auch treu sein, und wer nicht treu ist, hat kein Recht, Ehre zu verlangen. Die Treue ist die Grundlage der Ehrlichkeit. Die Ehrlichkeit ist die Grundlage der Treue. Die Treue ist die Grundlage der Ehrlichkeit. Die Ehrlichkeit ist die Grundlage der Treue.

Treu und wieder Treue. Wenn ich jemanden meine Ergebenheit und Dankbarkeit nicht nur mit Worten bekenne, sondern auch mit der Tat, vielleicht gerade in einem Augenblick, wo er es nicht mehr erwartet hätte, dann verbindet ich ihn mit mir. Mein Beispiel wird für ihn ein Ansporn. Die gute Tat pflanzt sich von einem zum andern fort wie der Blütenstaub an Frühlingstagen im warmen Wind von einem Baum zum andern geht.

Darum kann jeder damit anfangen: es gibt hier keine Unterschiede. Man braucht nicht in hoher Stellung zu sein, um Treue halten zu können. Treue soll der Arbeitgeber mit dem Arbeitnehmer verbinden. Beide dürfen in Treue miteinander weitergehen, ja sie sollen es.

Ich habe mir folgendes hübsche Gedicht ergötzen lassen: Ein wohlhabender Mann ließ jemanden, der um Arbeit bei ihm nachfragte, den Tag über Weinholen sitzen. Da der Mensch eifrig war und eine große Familie zu ernähren hatte, gab ihm der Herr abends zu dem beschprochenen Lohn noch etwas dazu. Der Arbeiter wollte es nicht nehmen, schüchtern nahm er es das. Wie erstaunte der Meister aber, als er sah, daß der Arbeiter noch auf seinem Hof die Schäge knirschen hörte. Er erfuhr, daß sein Arbeiter sich nichts schenken lassen wollte und die überzahlte Arbeit nachliefern. So war er von dem Wert der Arbeit durchdrungen, die mehr ist als Geld und die Menschen ebenbürtig nebeneinanderstellt, auch wenn sie verschiedene Arbeit verrichten müssen.

Der Volkswort nennt die Treue die blaue Blume, aber er sagt hinzu, daß sie selten ist. Ja, wahrhaftig, sie ist heute sehr selten geworden, doch fehlt sie nicht ganz. Man muß sie nur zu finden wissen. Sie liegt vielfach abseits vom Wege, sehr zurückgezogen, und ist einmütig. Wollen wir diese Treuen nicht zusammenhelfen? Sind sie nicht das höchste Bestreben, das unser Volk hat? Sind sie nicht zugleich die Menschen von dieser und innerlicher Art, auf die sich jeder, auch Gott, verlassen kann?

Es ist ein wunderbares Wort, das in der Welt so selten ist, und das so viele Menschen so gern hören wollen. Es ist ein Wort, das so viele Menschen so gern hören wollen. Es ist ein Wort, das so viele Menschen so gern hören wollen. Es ist ein Wort, das so viele Menschen so gern hören wollen.

Neuer Blumenzettel. In der letzten Nacht wurden die Beete unterhalb der Gottardbrücke an der „Ende“ von gemetzten Blumenzettel, deren Treiben man nicht genug verurteilen kann, heimgeführt. Die zerschundenen Büsche rissen fast sämtliche Pflanzen auf der Alkaiel aus und warfen die Blumen ins Wasser. — Für die Ergreifung der Täter ist von der holländischen Parkverwaltung eine Belohnung von 30 Mark ausgesetzt worden.

Der Stand der Erwerbslosensicherung in Metzger ist im ganzen der gleiche wie in voriger Woche. Einer Zahl von 481 Personen in voriger Woche stehen heute 479 Unterstützungsempfänger gegenüber. An sich ist die Zahl der Vollerwerbslosen um 12 Prozent etwas gesunken. Dafür sind aber die Notstandsarbeiter von 101 auf 122 angewachsen.

Wetterausblick. Für das mittlere Norddeutschland: Wetter im warm, wieder zunehmende Bewölkung, aber meist trocken. Für ganz Deutschland: Noch überall warm, nur örtliche Schmitter, sonst trocken.

einmal recht froh sein will, wer einen Sorgenreuber braucht in sponorer Zeit, dem sei nur dieses rechtlich vollkommenste Mittelwert verschrieben.

Auch die Konzertsaison hat ihren Anfang genommen. Erich Koch, ein junger in Halle anfänglicher Pianist, begann als erster den Reigen der diesjährigen Konzerte. Nach dem Urteil meines Gewährsmannes gilt der junge Künstler, der neben Liszt, Beethoven, Mozart, Schumann auch Paul Juons „Intermezzo“ und „Humoreske“ spielte, noch zu hart in den Fesseln des Technischen. Es sollte die notwendige Erziehung und Beherrschung der einzelnen Stile, die Vorbereitungen zum Gelingen eines interessanteren, abendfüllenden Klavierabends. Der freundliche Beifall und die vielen Blumensträuße, die ihm zum Schluß zuteil wurden, mögen dem Künstler bezeugen, daß er auch in Halle schon jetzt einen großen, dankbaren Freundeskreis erworben hat. K. H.

Die nächsten Premieren des halleischen Stadttheaters.

Die die Leitung des Stadttheaters uns mittelst, sind folgende Reueinstudierungen für die nächste Zeit vorgeschrieben:

14. September: „Viva“, Musikalische Komödie; Generalmusikdirektor Hans Hertel.

18. September: „Der wahre Jakob“, Schwan von Arnold und Bach, Regie: Alfred Durra.

8. Oktober: „Ais und Galathea“, von Sündel zum Namen mit „Zurand“ von Büchler, Musikalischer Schwan, Generalmusikdirektor Hans Hertel.

9. Oktober: „Das Salzburger große Welttheater“ von Hugo v. Hofmannsthal, Regie: Hans Hertel.

Halleischer Brief.

Halle, den 9. September 1926.

Ende einer alten Anstaltsstellung. — Kurt Brink als Ottolar in „Freischütz“. — An der schönen blauen Donau. — Klavierabend von Erich Koch.

Wenn ich in der alten halleischen Hauptstadt München weile, so gilt mein Gedank — abgesehen vom Theater und Gemäldegalerie — der Kunstausstellung von Wittauer. Man kann dort die neuen und besten Gemälde unserer größten deutschen Maler sehen, die in gewissen Zeitabständen einander ablösen. Mancher Hallenser hat es verstanden, an dem gleichen Institut innerhalb der Mauern seiner Stadt ein Interesse entgegenzubringen, das ihm gebührt. Das Versteht man nicht, das ist nicht mehr nachholen. Die ständige Kunstausstellung von Tausch und Gröffe, über die wie an dieser Stelle öfter berichtet haben, ist ein Opfer der Zeit geworden. Am 1. Oktober wird sie für immer ihre Pforten schließen. Länger als ein Halbjahrhundert ist die Firma Tausch und Gröffe für Halle das gewesen, was Schulte für Berlin bedeutet, ein Institut, in welchem dem Publikum, bestellert der kunstliebenden Jugend der Unvergleichlichkeit Halle-Wittenberg, die einzige Gelegenheit geboten wurde, sich mit den Meisterleistungen der halleischen Kunst vertraut zu machen. Neben Krog, Ribus, Ritz, Preis, Gabriel, Mar, Michaelis, Sargura, Hoffmann, Widenwohl — nicht zu vergessen die halleischen Künstler — sind mit ihren Werken oftmals durch die großen Ausstellungsräume von Tausch und Gröffe gelangt. Ein Kunstunternehmen, das jahrelang mit vielen Begeisterung gewirkt ist, erlebt sein trauriges Ende in den halleischen Werten.

Wenn wir an dieser Stelle nochmals auf die „Freischütz“-Aufstellungen zurückkommen, so geschieht dies im Hinblick auf die Umbenennung des halleischen Ottolar, den Direktor Kurt Brink, ein außerordentlich innerer Künstler des

halleischen Erbes. Der Sängler hat zweifellos gelangweilt die gelernt. Und dieser Technik bedankt er die glanzvolle, leichte Höhe seines symphonischen Variations. Die wenigen Takte, die Weber dieser Figur gegeben hat, kamen durch ihn zu schönen Entfaltungen. Auch das halleische Varieté Kurt Brink, unterstützt von einer vorzüglichsten Bühnenszene, in seiner Weise den Anfänger. Glück auf, zu weiterer Tat.

Im übrigen gleich die Aufführung der Premiere. Generalmusikdirektor Erich Vogt hatte noch manche Feinheiten, die ihm am ersten Abend nicht recht gelingen wollten, herausgearbeitet und ließ sich Trösterer in den schönsten Farben stillen. Auch waren die rhythmischen Nebenheiten bis auf verhältnismäßig wenige aufgehoben. Charaktere und Figuren, die in der Handlung und Paul Baffermann — die Nebenrolle mag auch die Vertiefung angeben — waren sichere Stoffen, die auf jede Intention ihres Dirigenten eingingen.

Und nun einen Blick auf das halleische Filmleben.

Wieder sind die C. Z. -Schritte, die mit dem Friedrich Schiller-Film „Acht in der Nacht“ in Halle zu einer einhundertviertelsten, das an Spannung und Tempo keine Gleichen sucht. Es ist das Werk der alten Zeit mit seinem Berater und Organizing, seinen Dankschreiben und hübschen Frauen. Wie in einem überauswichtigen Märchen strömt uns eine geradezu überauswichtige, lebende und pridelnde Lebens- und Lebensfreude entgegen, ertrinkt uns vorwiegend und sorgloser Humor für wenige Stunden dem Gerüche des Alltags. Summe und gute Laune sind die Triebkräfte dieses entzückenden Filmes. Humor und heitere Laune führen aus dahin, daß ein Graf die liebende Mädel, des Schülers Tochterlein, das von Maria in holländischer Sprache beherrschte, dem Grafen ein holländisches Vorbildabstimmungen herunterbetritt zu glücklicher Ehe. Und wenn Harry Heibitz diesen Grafen in seiner ihm eigenen feinen Manier hinstellt, so ist die Garantie für meisterhaftes Zusammenwirken gegeben. Wer von Herzen

Berufswahl und Berufsberatung.

Die Wichtigkeit der Berufswahl - Der leidige Zufall. - Die Berufsberatungsstellen. Was dabei nicht übersehen werden darf.

Die meisten Eltern denken jetzt noch nicht daran, sich über den Beruf ihres Kindes klar zu werden, das Eltern die Schule verläßt. Es ist ja noch mehr als ein halbes Jahr Zeit, und mancher hofft, daß in der Zwischenzeit sich irgend einmaus Posten findet. Man ist es nicht gewöhnt, sich viel Kopfzerbrechen wegen des Berufs der Kinder zu machen, etwas werden sie schon lernen. Außerdem ist es ja heute so sehr schwer, einen richtigen Beruf herauszufinden. Man kann sich noch so eingebildet mit der Lage der einzelnen Handwerker, Kaufleute und händischer Erwerb, daß der Junge arbeitslos wird, wenn er ausgereht hat.

Gleichwohl wollen wir heute die Eltern der kommenden Konfirmanten daran erinnern, daß sie diese Frage nicht gerade auf Sie gelegt; das Kind weiß nichts vom Leben und würde sehr zufällig seinen Beruf wählen. Es gibt ja Beispiele genug, daß die Berufswahl, soweit sie in der Hand des Kindes selbst lag, den größten Zufälligkeiten ausgesetzt war. Man erinnere sich doch an seine eigene Jugend! Oft war der Junge, was der Vater war, weil er diesen Beruf kennt. Es ist erstaunlich, wie unverfahren selbst pflichtige Jünglinge auf diesem Gebiet sind. Erst wenn es Vätern und Kindern auf den Fingern brennt, fangen sie an, sich das eine oder andere zu überlegen. Wie willkürlich ist es doch z. B., daß im vergangenen Jahre von 3349 Vorkonfirmierten 622 Schüler und von 3500 Schülerinnen 67 Schneider werden wollten! Man wird kaum glauben, die Kinder und Eltern gerade auf diese Berufe kommen. Ob diese Berufe in der augenblicklichen Marktlage irgendwelche Gewähr für spätere Beschäftigung bieten, darum haben sich die allermeisten Väter nicht gekümmert.

Wir brauchen heute nicht in ihrem Berufe glückselig werden. Warum gibt es soviel Arbeitslose? Gewiß in erster Linie, weil wir nicht genug Arbeit haben, aber dann doch auch deshalb, weil unter den Arbeitslosen viele sind, die ungern in die Arbeit zurückkehren, die sie gelernt haben, ganz abgesehen davon, daß sie überhaupt arbeitslos geworden sind. Dieser Arbeitslosigkeit begegnet man am besten dadurch, daß man Arbeitsfreude und Arbeitsverständnis, ja Arbeitsliebe weckt. Es gibt für ein arbeitendes Volk nichts Wichtigeres als darauf zu achten, daß jeder Mensch mit bestimmter Neigung und Anlage an die Stelle kommt, die er ausüben kann. Nur an die Berufsberatung denken wir heute. Sie ist ein Hilfsmittel, um die Berufswahl zu überwandern, allerdings auch mit einer gewissen Schutzfunktion berechtigten vorhandenen Neigungen Rechnung zu tragen.

Die Berufsberatung muß dem Zufall entgegen und in vier Formen geleistet werden: bei Kindern hier noch einmal, daß keine Bedenken herbeiführen darf, wenn man nicht Menschen für ihr ganzes Leben unglücklich machen will.

Man gibt es ja bekanntlich in den Städten Berufsberatungen, d. h. Stellen, die infolge guter Informationen mit den augenblicklichen und künftigen Arbeitsverhältnissen vertraut sind und außerdem die psychologischen Voraussetzungen erfüllen, ein Stück nach gewissenhafter Prüfung zweckdienlich beraten zu können. Der deutsche Gewerkschaftstag von 1919 hat sich selbst auf den Boden der Berufsberatung gestellt. Man geht dabei sehr richtig von der Erwägung aus, daß der Qualifikationsarbeiter nicht nur für die Wirtschaft wichtig ist, sondern in ganz anderer Weise über inmerlich und äußerlich geistig dabeist. Es ist hochinteressant, wie im einzelnen die Prüfungen vorgenommen werden. Zunächst sind die Apparate zusammengestellt und Beschreibungen getroffen, um die Schwäche der Sinne, die Schärfe des Gehörvermögens, die Ausdauer, die Charakteranlagen, Neugierigkeit, Sachlichkeit, das Interesse, das Gedächtnis, die Sicherheit des allgemeinen Auftretens zu prüfen. In Halle gibt es eine derartige Prüfungsstelle, der aus allen Kreisen und Altersverhältnissen Kinder zugeführt werden. Die praktische Psychologie hat sich hier

Arbeitsmöglichkeiten geschaffen, deren sich ein weites Zukunftsfeld öffnet. Heute schon gibt es Interesse, die feine Leistung einzuüben wollen, der nicht kein Zeugnis dieser Prüfungsstelle mitbringt. Es wird sich im Laufe des nächsten Jahres dieses herausstellen, welche Erfahrungen man mit diesen Prüfungen macht, denn naturgemäß gehören immer eine Reihe von Jahren dazu, um durch das Verhalten unerkennbar zufälligkeiten hindurch gesicherte Resultate zu gewinnen.

Wir haben auf dem Standpunkt, daß Eltern sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen sollten, ihre Kinder auf diese Weise prüfen zu lassen. Der Besuch einer berufswissenschaftlichen Ausstellung oder eines berufswissenschaftlichen Vortrags wird ihnen beweisen, daß man es gut mit ihren Kindern meint. Auf der anderen Seite Nationalisierung getrieben werden, daß man die verborgenen Gemüts- und Willenskräfte überleitet. Persönliche Neigung des Kindes, seine körperliche und geistige Beschaffenheit müssen wohl in die Rechnung eingezogen werden, ebenso haben die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern ein wichtiges Wort mitzureden.

Die Auskünfte der Beratungsstelle, die kostenlos sind, nehme man erst einmal als das, was sie sein sollen, als Ratsschläge, jedenfalls als Material zu weiterer Gedankensarbeit und Beschäftigung mit diesem Problem. Man lasse die Sache nicht hinhängen, bis es furchtbar ist, und damit zu spät ist, sondern überlege sich von jetzt mit seinen Kindern über ihren kommenden Beruf. Die Sache verlohnt sich!

Aus Kreis und Nachbarkreisen.

Aus unserer Nachbarkreis Halle.

Kriminalausstellung.

Eine interessante Schau bietet sich in diesen Tagen dem Besucher der Hauptplatzhalle in Halle, in der unter Mitwirkung der Anstaltsverwaltung, eine kriminalistische Ausstellung geschaffen worden ist. Die Ausstellung beginnt genau so, wie bei der Aufführung eines Verbrochens vorgegangen wird: mit Zeugnissen. In der ersten Abteilung sind die verschiedenen Verbrechen, auf demselben Wege hergeleitete Aufschreibungen von Zahlen bei Tode und Wesseln lassen überall den äußerlich unmerklichen geistigen Kampf zwischen Polizei und Verbrecher erkennen, der täglich neue Mittel erfindet. Dann kommt der Statistiker. Die Zahlenreihe in Halle ist seit Ende von 1915 bis 1922. An Tabellen steht der Saal, daß in Halle die meisten Leute durch „Mordverbrechen“ ihrem Leben ein gewaltsames Ende machen. An zweiter Stelle kommen die Erhängten, dann die Vergifteten und als vierte von drei Arten die Gefährdeten.

Einige Photographien sprechen von den Erträgen der Salienter Kriminalpolizei. Da sieht man die Mathematikmörder in der Burg Saale, Max Böls stellt sich verschiedene Male vor - einmal in Gesellschaft von Natorf, der bei Ammendorf das Eisenbahnmaterial verübte. Eine feine plastische Darstellung zeigt die Mummifizierung und Apparate des Salienter Untersuchungsamtes, der hier oft schon anerkennend erwähnt wurde.

Der Statistiker liefert auch dem Sozialpolitiker unerschöpfliches Material, wie die sorgfältig kombinierten Tabellen der Salienter Kriminalpolizei zeigen. Oben das Porträt der Betroffenen und darunter an Bildern und Zahlen der Verbrechen von Jugend auf bis zur Beantwortung der Frage: Was hat die Verbrecher für eine Beschäftigung oder was plant sie für die Zukunft? Wie wurde scheinbar Anklage wird da laut, wenn man beispielsweise liest, mit 15 Jahren unter Streifenkontrolle gestellt, „116 (hundertsechzehn) mal verurteilt“, „26 mal gefängnisstraf“. Wer wollte da den ersten Zein werden, ohne sich zu fragen, was er selbst zur Steuerung solchen Lebens getan hat!

Dann zeigt die Kunstgewerbeschule ihre Kunst. Nützliche Strickarbeiten der Zupfpolizei in modernen, bei lebenden Farben, die bewußt mit der Mode drehen, solche Zimmer in fahlen, totem Weiß zu halten und den Stranzen jede freudige Anregung zu nehmen.

Das Grandiosste ist eine in reichen Nuancen dargestellte Plastik des Kunstwerkes

und seine militärische Erfindung in der Situation vom 29. März 1921. Maßstab 1:1000 gibt eine Vorstellung, wie hier in mühevoller künstlerischer Arbeit geschaffen wurde. Kein Haus, kein Baum fehlt - ja, auch die anstimmende Reichswehr und Polizei ist naturgetreu vertreten. Man darf wohl annehmen, daß dieses Bild die Zensur der Polizeiausschüsse in Berlin werden wird.

Ein Nachspiel zur Reichspräsidentenwahl.

Ammerdorf. Zur Reichspräsidentenwahl ließ der Vorsitzende des Noten Frontampferbundes in Böbling bei Halle sich Beratungen aus Ammerdorf kommen. Diese mußten auf einer Reise von Böbling lagern und sich bereitstellen. Als sich dann Leute vom Volkswort und Stahlheim auf den Heimweg machten, wurden sie von den Noten Frontampfern überfallen und misshandelt. Ein Stahlheimmann wurde in geschlagen, daß er selbsten ein Krüppel bleiben wird. Mädesfährer der Banken war der Arbeiter Friedrich Guber aus Böbling, den das Vorkriegsgericht Halle am 30. Juni wegen Vorkriegsbesatzung zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Als Revisioninstanz hatte sich jetzt der Reichsgericht in Berlin mit Kobler zu befassen, dessen Revision verworfen wurde.

München. Rundfunkvereinigung. Das feste Wachen der Mitglieder gibt ein besonderes Zeugnis dafür, daß dem Verein das Interesse entgegengebracht wird, das verdient. Durch den Anschlag an den Mitteldeutschen Rundfunk ist es möglich, Programmänderungen für den Leipziger Sender mit Erfolg zu vertreten. In der letzten Versammlung gab es nach einigen geschäftlichen Mitteilungen den Vortrag des Herrn Dr. Schütz über die Einführung in die Elektrizität. Die elektrischen Grundbegriffe sind unbedingt erforderlich, um bei Wadotestoff das nötige Verständnis entgegenbringen zu können. In der am 21. d. M. stattfindenden Zusammenkunft wird das Grundgebäude nochmals wiederholt werden und eine Ausprache hierüber stattfinden.

Denkmal. 6. Höhe. Vom Auto überfahren. Das 3-jährige Tochterchen des Herrn Schütz lief in das Auto der Herrin aus Versehen und wurde überfahren. Die Verletzungen waren so schwer, daß das Kind sofort starb.

Aus dem Gerichtssaal.

Amtsgericht Tübingen.

Der Geklagte A. M. in Tübingen war durch Strafbefehl des Amtsgerichts Tübingen mit einer Geldstrafe von 30 RM, bisweilen 6 Tagen Gefängnis bestraft worden. Er ist schuldig, in Tübingen bis 1.45 Uhr vorm. über die festgesetzte Polizeistunde hinaus seine Geschäftskarte offen gehalten zu haben. Der von dem Reichsgericht angelegte Einspruch hatte Erfolg, da durch die Beweisaufnahme erwiesen ist, daß der Beschuldigte sich energig bemüht hat, seine Gasse vor 1 Uhr aus dem Lokal zu bekommen.

Amtsgericht Tshkudig.

Der Kraftwagenführer Hugo Küster in Canena erobert einen Wagen eine Strafrechtung. Er wird schuldig, mit einem Kraftwagen mit dem Führer durch Tshkudig gefahren zu sein, ohne daß die Wagen so beschaffen waren, daß vom Anhänger zum Führer eine Verbindung möglich war. A. gibt diese Mängel auch zu, behauptet aber, nicht er sei daran schuld, sondern die Betriebsleitung, welche keine Abhilfe geschaffen. Da jedoch nach den festgestellten Bestimmungen für die Abnahme der Führer verantwortlich ist, wurde gegen A. wegen Heberrettung jener Bestimmung eine Geldstrafe von 10 RM, oder 2 Tage Haft beantragt. Das Urteil lautete demgemäß.

Vom Glück vergehen.

Roman von Fr. Lehner.

24. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.) Als sie am Marienplatz waren verabschiedete sich Theres und bog nach dem Kindermarkt ein, um in ihr Geschäft zu kommen. Der Onkel hatte ein Auto nehmen wollen - doch sie sprach dagegen - es widerstrebte ihrem beisehenden Sinn.

Genzi dagegen stieg jetzt mit Wonne am Marienplatz in Begleitung des Onkels in einen Kraftwagen; das ganze Gefächeln strahlte - Mr. Blommsfeld lächelte; ihm tat diese Kinderfreude wohl.

Gerade als der Wagen sich in Bewegung setzte, kreuzte ein Herr den Platz. Er sah Genzi verwirrt an, dann ihren Begleiter, lachte und zog etwas zurück ließ den Hut, mit einem festen Blick ihr Gesicht streifend, so daß ihm nicht entging, wie sie rot wurde. Das hatte er gerade beobachtet, sie in Begiertheit zu bringen. Gleichzeitig aber war er ärgerlich auf sie.

„Sie, was denn das?“ fragte Onkel Josef, „na, Madel, warum, antwortet du nicht? - Ein Gift?“ „Nicht? Wirklich nicht?“

„Offen jagt sie ihn an.“ „Wirklich nicht, Onkel, Fälschung hab' ich ihn kennen gelernt, und er tanzte so schön. Und dann bin ich ein paar mal mit ihm im Variat gewesen, und neulich im Deutschen Theater mit ihm, wo ich dich zuerst gesehen.“ „Weißt nichts! Was hab' ich denn von meinem Leben?“ Ein blühendes Glück, das ich doch haben! Aber das ist nicht bei arm Madel! Zu kommt es nicht, wenn man's net ruft und wußt! Sonst ist's gerade, als hätt's einen vergehen! - Schau, Onkel, die Theres, die denkt, ich weiß es net, aber ich weiß es doch - der Buchhalter in ihrem Geschäft hat sich arg für sie interessiert - bis das mit dem Vater kam - und mit einem Male wurde es anders! Sie meint nichts so viel - ich höre es wohl! Und der Theres gönnt' ich alles Glück! Sie ist hübsch und so gut! Aber was hat sie davon? - Der Buchhalter wird sie nun doch nicht mehr betören, wenn sie am Sonntag

auch gar nicht mehr ausgeht, immer vor der Schreibmaschine sitzt und sich nicht das unglückliche Vergnügen gönnt!“ sie seufzte - „ich schäm mich so - sie gibt alles ab - aber ich hab' doch so wenig!“

„Er drückte ihr die Hand. „Na wart' Madel, das soll anders werden! Ich nehme dich mit mir, du sollst tanzen lernen, wenn du Talent dazu hast - und dann wirst du Geld verdienen - mehr als du brauchst!“ - Sie war wie im Traum und mußte alle ihre Gedanken zusammennehmen, ihrer Arbeit gerecht zu werden. Glücklicherweise war zu der frühen Nachmittagsstunde nicht viel in ihrer Abteilung zu tun.

„Wirklich schredest sie auf; Marie von Reinhardt stand vor ihr und ließ sich eine Auswahl in Toilettenleinen vorgeben - „wenn Sie so gnädig sein wollen!“ - Sie lachte ihn an.

„Was haben's denn, Baron, daß Sie so gnädig sind?“ „Als ob Sie das nicht wüßten! Vorhin -! Solz wie eine Spanierin vor Auto ins Geschäft zu fahren - Donnerwetter -“

„Er war eifriger! Ganz nager! Es machte ihr Spaß. Ihr Begleiter schien ihm imponiert zu haben!“

„Sie tat beleidigt.“ „Doch ich nicht lache!“ - „Von mir aus, Herr Baron!“ - Mügen's glauben oder nicht -! Mein Onkel ist's gewiß und wahrhaftig. Und wissen's, wer er ist? - Im Deutschen Theater - häufig bediente sie, während sie fest den Kassenzettel schrieb. Sie dachte sich nicht länger anfallen - aber das eine mußte sie ihm net lassen und am längsten bin ich hier gewesen! Er will mich mitnehmen, ich soll tanzen lernen und viel Geld verdienen!“

„Ah nee -“ verflücht ich er sie an. „Varieteestern werden!“

„Sie warf den Kopf zurück. „Warum nicht?“ Und trug die Toilettenleinen nach der Aussohle. Er mußte leicht aehen, da andere Kundschäft kam.“

„Er dachte an die Mutter, die er doch nicht wieder auf's Gerate hatte, es war wohl seine Pflicht, nach ihr zu sehen,

Ein ungemütliches Gefühl befiel ihn; am liebsten hätte er diesen Versuch noch weiter aufgeschoben; aber es ging nicht länger.“

Auf sein Klingeln öffnete ihm Gwendoline

„Kommt du endlich einmal wieder?“

„Ich hatte keine Zeit.“

Gwendoline sah ihn farr an - „weil du mit Wanda Fitzmaß Tennis spielen müßtet; darum hastest du keine Zeit für deine frange Mutter.“

„Er war doch etwas bestürzt. „Mutter-frank? Davon wußte ich doch nichts -“

„Seit deinem letzten Stierlein! Sie hat Nervenanfalle gehabt.“

„Warum hast du mir nicht geschrieben?“

„Sie gütte die Arbeit.“

„Wenn du zur Mutter wüßt - sie liegt im Bett. Doch bitte, sei vorsichtig; ihre Nerven können nicht die geringste Aufregung ertragen!“ - „Wah' entschuldige!“

„Er öffnete bestürzt die Tür zum Schlafzimmere.“

„Mutter - du -“

Das hörte Gwendoline noch freudig erregt die Mutter rufen, ehe sie zurück ins Wohnzimmer ging. Die Leidende legte sich aufrecht ins Bett. „Endlich bist du da und ich hab' so auf dich gewartet, mein Sohn!“ Weinabe schlüchzend kam das von ihren Lippen.

„Er neigte den dunkelblonden Kopf und küßte ihre Hand. „Weil ich nur mit glühenden Nachtschritten kommen wollte, Stomach.“ - er legte sich auf den Seitenrand und legte seinen Arm um den schwächlichen Oberkörper der Mutter lag' mit aber erst: Du bist krank - und Gwendoline gab mir deutlich zu verstehen, daß ich die Schuld trage.“

„Nein, nein, mein Junge!“

„Ah, Mutter, es ist aber immer noch nichts -“ er seufzte schwer, „dennoch aber trieb es mich herber -“ er drückte seine Lippen auf ihre Stirn - „liebes Madchen, dein großer Junge hat dir so viel Kommen bereitet -! Ah, aber alle die Schottersteine - monst' und wüßtest - den ganzen Tag bin ich herum gefahren, und die Vorwürfe, die ich mir gemacht -“

Der Kampf um die deutschen Eisenbahndobligationen.

Von Ferdinand Verhampus.

Seit geraumer Zeit wird zwischen den maßgebenden Finanziers der Vereinigten Staaten, Frankreichs und Englands... Der Kampf um die deutschen Eisenbahndobligationen...

Somit ist die Dinge übersehen lassen, hat der französische Ministerpräsident... Der Kampf um die deutschen Eisenbahndobligationen...

Um ist nach wie vor ein Unfallsrisikofaktor in Rechnung zu setzen... Der Kampf um die deutschen Eisenbahndobligationen...

Dadurch ist der Kampf um die deutschen Eisenbahndobligationen aber zu einer rein amerikanischen-französischen Angelegenheit geworden... Der Kampf um die deutschen Eisenbahndobligationen...

Sicher gestellt wird es dabei keineswegs, weil bei den Franzosen das Bestreben zu offenbart sich, sich um jede Schuldentilgung nach Möglichkeit herumzudrehen.

Dennoch scheint die Washingtoner Regierung die Forderung nicht aufzugeben zu haben, sich zu verpflichten... Der Kampf um die deutschen Eisenbahndobligationen...

Kolonialpolitik oder Politik der Geheißtie?

Von Robert von Schenk-Schland.

Der Kampf gegen die Kolonialfrage in Wort und Schrift bildet für das deutsche Volk nicht eine Ehrenpflicht, sondern ein Recht... Kolonialpolitik oder Politik der Geheißtie?

ach der optimistischen Zählung eingeben zu wollen, daß auf diesem Wege Deutschland in absehbarer Zeit zum Kolonialpotenzial werden könnte... Kolonialpolitik oder Politik der Geheißtie?

Dem platonischen Recht auf koloniale Weltteilung, das angeblich der Konferenz von Bozener... Kolonialpolitik oder Politik der Geheißtie?

Ein aktuellerer Zeit hat Reichsbankdirektor Dr. Schacht... Kolonialpolitik oder Politik der Geheißtie?

Dem das deutsche Kolonialproblem ist nicht lediglich ein national-ökonomische Frage, welche nur vom Standpunkt der Volkswirtschaft zu betrachten ist... Kolonialpolitik oder Politik der Geheißtie?

Nur planvolle und gleichzeitige Auswanderungspolitik kann das erwidern... Kolonialpolitik oder Politik der Geheißtie?

Inkognito.

Entgegnung von Friedrich Schöberl, Weintraube.

Die große Schauspielerin war in ein kleines Kab getaucht... Inkognito.

Die große Schauspielerin war in ein kleines Kab getaucht... Inkognito.

Die große Schauspielerin war in ein kleines Kab getaucht... Inkognito.

Gedanke. Sie sieht die feinen Faltlinien und Runen ihres Gesichts mit ein paar jarten Entzern... Inkognito.

Ein zottiger Hund lungert vor der schmückigen Tür mit dem Schild „Zum Theaterbüro“... Inkognito.

„Ich spiele die Rolle.“ „Ich habe sie gespielt.“... Inkognito.

Die großen Schauspielerin war in ein kleines Kab getaucht... Inkognito.

gelogen, wollte man sagen, daß das Publikum die große Schauspielerin... Inkognito.

Die großen Schauspielerin war in ein kleines Kab getaucht... Inkognito.

Die großen Schauspielerin war in ein kleines Kab getaucht... Inkognito.

Was bedeutet heute der Mittelstand?

Von Bruno Franke, Berlin.

Die große Auseinandersetzung zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft im britischen Angleterre hat den Blick erneut auf die starken Spannungen gerichtet, die das Gemüt der einander gegenüberstehenden zusammengehörigen Wirtschaftsklassen erzeugen. Hier die große Macht der großen Unternehmungen, da die Millionen organisierter unselbständiger Arbeiter, zwei Gruppen, jenen denen die Gemüts des Gegenstandes im Maße ihrer wirtschaftlichen Bedeutung wächst.

Es ist kein Zweifel, daß der politische Radikalismus der Arbeiterschaft aus diesem Gegenstande nichtigen Nährstoff zieht. Sie offenkundig aber diese Aufgabe hervorbringt, desto dringlicher wird bei allen um den Bestand unserer Staats- und Gesellschaftsordnung Besorgten und bei allen Gegnern einer Sozialreformtheorie die Frage nach einem zugehörigen Faktor, der instand wäre, dem Gewicht dieser gefährdenden Gegenstände entgegenzuwirken.

Sie gibt es nur eine Hoffnung: den selbständigen gewerblichen und landwirtschaftlichen Mittelstand. Die ausgleichende und stabilisierende Rolle des Mittelstandes ist vom politischen Radikalismus oder von Missgunst der Parteien zu Seidberg hängende der Welt zu dem neuen Parteiprogramm, Herr Hildebrand, die Rolle des Mittelstandes in der gegenwärtigen Zeit.

Die Demokratie legt uns den Zwang auf, in hohem Grade die Mittelklassen zu gewinnen, die zur Erhebung der politischen Macht notwendig sind. Auf der anderen Seite müssen wir unsere Kräfte auf die großen Massen im landwirtschaftlichen Kleinbetrieb richten, die heute die eigentliche Stütze der bürgerlichen Herrschaft sind.

Der sozialdemokratische Reformersiehter die Schlappe des Problems nach der politischen Richtung. Wohin sich der Mittelstand bewegt, so bewegt sich die parlamentarische Mehrheit. Wir wissen nun, daß die tabularen Hoffnungen auf die Gewinnung eines lebensfähigen Mittelstandes so gut wie keine Tatsachenbasis haben. Aber es ist heute wichtiger denn je, sich die politischen Folgen einer erheblichen Dezentration der Kräfte vor Augen zu halten. Der Gewinner ist dabei der Sozialismus. Damit kommen wir auch auf eine der wichtigsten Fragen unserer Gesellschaftsordnung: Ist der Mittelstand zu halten? Ist der Kleinbetrieb, das Handwerk, der Kleinhandel gegenüber dem Großbetrieb auf die Dauer lebensfähig?

Hierüber zündet ein paar Ziffern. Von 1882 bis 1907, das ist die Zeit der größten Veränderungen in den Betriebsarten, liegt die Zahl der Klein- und Mittelbetriebe von 1-50 Personen um 40 Prozent ab, von 51-100 um rund 40 Prozent. In derselben Zeit schied sich die Großbetriebe (über 50 Personen) ihre Zahl von 9974 auf 32122. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß die herangezogene Periode die des größten Aufwandes des Großbetriebes ist, daß der Großbetrieb in dieser Zeit als Grobtrieb auftritt. Unter allen Umständen geht daraus hervor, daß die Konzentrations-tendenz der Industrie nicht auf die „Aufsaugung“ der Kleinbetriebe ausgeht. Das Handwerk hat sich gehalten, es hat sogar einen Fortschritt erzielt. Für die Zahlreiche, die es sich hier nicht zum zufälligen Ergebnis handelt, sondern daß sich in diesen Ziffern die unumstößliche Widerstandskraft des Mittelstandes ausdrückt, ist die Entwindung, die in jener Zeit die Landwirtschaft genommen hat, kennzeichnend. Entgegen dem Voraus-sagen der Feinde, daß sich auch der Kleinbauern gegen den Großgrundbesitzer nicht halten würde, sondern nur auf „aufgekauft“ würde, haben in genau derselben Zeit die kleinbäuerlichen Betriebe 478 000 Hektar Betriebsfläche gewonnen, und zwar die Betriebe bis zu 2 Hektar 10 vom Hundert, die von 2 bis 5 Hektar zweieinhalb vom Hundert und die von 5 bis 20 Hektar 15 vom Hundert! Der Großgrundbesitz dagegen hat verloren.

Nun zeitigt aber die hartnäckige Glodung auf dem industriellen Arbeitsmarkte eine ganz eigenartige Erscheinung, die von allen aufmerksamen Beobachtern der „Konjunktur“ her-vorgehoben wird. Viele Industriebetriebe haben nun durch Arbeitslosigkeit zu ihrem Handwerk zurück. Die meisten davon machen sich selbständig. Mit so primitiven Mitteln dies auch geschehen mag, den meisten gelingt es, sich durchzubringen.

In diesem Vorgange manifestiert sich eine Eigenschaft des Handwerkes, die bisher weniger Beachtung gefunden hat, in der wir aber wohl den tiefsten Grund seiner Widerstandsfähigkeit

gegen den Wettbewerber finden. Der Kleinbetrieb ist insofern beweglicher und geschmeidiger als der Großbetrieb, als er Arbeiter und Auftraggeber in der gleichen Person vereint. Das Handwerk wird mit seiner Kundenarbeit beim Nachbarn des Kunden. Der Kunde ist durch die hohe Zeitlohn, der er sich lebendig aufgeben hat, runderherb herbei. Er ist leicht zugänglich, der Verkehr mit ihm ist durch das einfache Betreten seines Betriebes hergestellt. Da er in die Häuser der Kunden kommt, gewinnt er leichter Kontakt, und weil seine Geschäfte weniger gering sind, gelingt es ihm, sich mit kleineren Aufträgen über Wasser zu halten. Mit einem Worte: es ist die Arbeitsschaffen die Wirklichkeit des Handwerkers, die ihm die Lebensfähigkeit sichert.

In heiliger dieser Zusammenhänge tritt das Handwerk der Großindustrie gegenüber als Konkurrent auf. Dagegen hat die Industrie ein großes Interesse an dem Fortbestehen eines lebensfähigen Handwerkes. Dieses liefert aus seinem Ueber-schusse der Industrie die besten Facharbeiter und die geschicktesten Hände. Berufliche Ausbildung in der Fabrik wird immer ein-zelfeltig sein. Wirtschaftlich kann nur in einem handwerksmäßigen Betriebe erworben werden. Die erdarmungslose Konkurrenz auf dem Weltmarkt zwingt die Industrie, mehr Wert als je auf höchste Qualität ihrer Pro-dukte zu legen. Bei der Erreichung dieser Qualitätsstufe aber ist der handwerksmäßige ausgebildete Arbeiter der beste Helfer.

Das selbständige Handwerk bereichert von seiner Werkstatt aus, in der noch etwas von dem alten beruflichen deutschen Hand-werksehre lebt, die nach originellen Formen lebende In-teresse. Das Handwerk hat sich nicht vergraben in die nächste Vernachlässigung der Kunst. Ich kann mir nicht denken, daß in den hohen nichternen Zeiteinstufen unserer Fabriken, in der Nacharbeit der furchenden und fauchenden Maschinen jener Formzeit erwidert, den auch unsere Industrie braucht, wenn sie die Konkurrenz halten will. Ein der Zukunft hoffnungsvoller unteres Handwerkes liegt auch darin, daß sie sich wieder mehr auf Geometrie und geometrische Kenntnisse weilt der Maschinen- und Apparatebau ist und immer bringender den Schritt nach industrieller Ausstattung, Form und Färbung ihrer Gebrauchsgegenstände über den Handwerker zu verlagern.

Es ist die Aufgabe eines strebenden Handwerkes und seiner Organisationen, hier immer neue Möglichkeiten aufzuspüren. Ueber die Mittel, mit denen eingegriffen werden muß, ist schon viel gesprochen worden. Man muß nicht allem, was hier vor-bergegangen ist, folgen, daß auch für den Mittelstand die Selbst-sich die unverlässliche Hilfe ist. Handwerk und Kleinhandel müssen sich planmäßig durchorganisieren, denn es darf auch die Mittelstandsmann nicht vorübergehen, daß das Leben heute ohne gewisse Konventionen, ohne die Regeln des Kollektivs nicht zu meistern ist. Genossenschaftlicher Großhandel und gemeinschaftliche Kreditinstitute mit Staatshilfe sind für den Mittelstand eine Notwendigkeit. Staatshilfe! Mit einem Ziele der Kapitalisten, die beispielsweise die Preussische Staatsbank Herrn Kautzberg in Berlin, die Preussische Mittelstandskasse in Berlin zu verdrängen gesehen. Wird von den handwerk-sfreundlichen Parteien der nötige Druck dahintergelegt, so muß für mittelständliche Kreditinstitute manches zu erreichen sein.

Im allgemeinen geschlechtlichen „Edu“ Maßnahmen ist nicht zu hoffen, sondern nur auf dem Papier gefangen und zum stillen Vergnügen aller Mittelstandsbefinde nie löbliche Wirkungen gehabt. Die Entscheidung liegt auch hier auf dem Wirtschaftlichen. Der größte Wert muß auf höchste Qualität gelegt werden. Handwerker, Gelehrte, und Werk-leister verdienen alle Förderung, die ihnen der blühende Kunst ausgehenden Anregungen sind aufzugeben, nie überhaupt zur Kunst ein näheres nachvollziehbares Verhältnis anzubahnen ist. Es würde beiden Seiten kommen. Denn auch die Kunst von heute braucht die Handwerker, die sie durch ihre Arbeit für sich vielfach das im besten Sinne handwerksmäßige feilt. Sie hat zu ihrem Schaben vergessen, daß sie aus der Handwerker-tüte stammt!

Von den politischen Wirkungen, die von einem lebensfähigen Mittelstand ausgehen, haben wir schon gesprochen. Es muß hinzugefügt werden, daß im Schoße des Mittelstandes die selbständigen und unabhängigen Charaktere gedeihen, die den festlichen und gedanklosen überkommenen politi-schen Formen abdozt, zu selbständigem politischen Denken und Willen reifen. Doch nur der Mittelstand, der tabularen Sprache, der besonders in politisch kritischen Zeiten so gefährlichen Massenepidemie, dem Volke des Massentrotzes ein fester Damm entgegensteht. Der Mittelstand ist auf der Verteidiger der politischen Selbständigkeit.

Das Leben wandert in der Welt, nicht Verarmung der Lampen über den Spieltischen, die Ruhe der Rouletten-dreher, das Springen der Kugel, alles das erregt hoch, und so-gar die besten Herren können hier sehr leicht zu tanzen an-fangen.

Im übrigen ist das Licht golden, das diese Gänge erleuchtet. Es fällt aus großen Kronleuchtern und dringt sich an den blauen Säulen aus braunem Marmor. Ueberall ist vornehmer Schiß in der Gestalt dieser Räume zu sehen. Glas und Spiegel, blaue Samt-Säulen, blaues Parkett, prunkvolle Wandverzierungen. Doch in keiner Linie, in keiner Verzierung, in keinem Zier-strich ist eine dezente Eleganz außer Acht gelassen.

Wer hätte nicht wenigstens schon einmal den Namen des Casinos von Monte Carlo gehört? Man würde nicht erwidert von den tausenden Roulette-Spieler, von immerhin Geldgewinnern, von noch immerhin Geldverlusten, die hier beim Jeu zu verzeichnen waren?

Monte Carlo und Jeu, das sind für die Welt ungetrennte Begriffe geworden. Ja, Monte Carlo wurde gleichbedeutend mit Jeu. Nun, es liegt schon mancher Fein Herrgemien hier. Etlidie gewonnen auch wohl einen Pflaun Geldscheine, aber sie sind die Witzdrehel. Andere wiederum hielten sich nach Verlassen des Casinos und eine kleine Wirtel gegen die Schläfe und brachten ab. Wieder andere zogen es vor, durch einen Sprung von einem hohen Felsen von der Weltbühne abzutreten.

Das alles hat Monte Carlo mit einer gewissen abenteuer-lichen Romantik umgeben und hat es gleichzeitig weltberühmt gemacht. Um 2 Uhr nachmittags beginnt das Jeu; bis 2 Uhr nachts dauert es ununterbrochen. Wie ich an dem ersten Abend stand, war die Hauptfassade be-reits verengt. Aber trotzdem fanden die Tische gedrängt voll. Gepante Gesichter, dumpfes Schweigen beim Rollen der Rou-lette-Kugel, eigenartige, drückende Stimmung.

„Messieurs, faites votre jeu!“ „Der Herr, der die Hand führt, ist bereit und die weiße Kugel nun. Lauf anknipst, sagt es. Doch es klingelt läufig bei ihm. „Eh — a — o — sch!“ So ungehörig, ein wenig müde. „Jezus, das sind die beinernen Spielmarken, hinter denen Geldwert steht, liegen auf die grünen Bretter des Tisches. Die weiße Kugel fliegt und im Kreis des flachen Rou-lette-Trichters. Dann fällt sie langsam, langsam und springt, und sitzt dann in einem der Zehntelstellen.

„Trente-deux!“ Die Bankhalter, Herren in schwarzen Anzügen, Angestellte der Casinós, freudigen verloreres Geld und saßen Geld aus der Geld, die gewonnen, in schnellem Tempo, mit unheim-licher Gewandtheit. Fast lautlos geht alles vor sich; man hört nur die Jezons klappern. „Messieurs, faites votre jeu!“ Ein neues Spiel beginnt bereits.

Ich sehe einen Herrn, der hat zwei dicke, weiße Strähnen im sonst dunklen Haar. Er hält in der rechten Hand rote Jezons und laßt sie rollen mit ihnen. Sit und wieder fest zu

seiner Erscheinung. Die Welt und ihre Vorfahren gebietet nur in der Wirtschaftlichkeit des Daines. Das Warten der niedrigenen, alle Höhen einnehmenden, alle Stufen erreichenden Kräfte sind eben der kräftigsten Überleben in einem lebens- und leistungsfähigen Mittelstand. Man verlaufe, sich einma-eine Welt verschaffen, in der die Erziehung und Entmannung vollendet, in der der schrankenlose Kollektivismus Sieger geworden ist! Eine solche Welt wird nicht und leer sein. Sie wird arm und kläglich sein, und wäre sie mit allen Wohl-gelassen und Wundern besetzt, die ein Zeitalter zu schaffen ver-möge, das wir das technische nennen!

Eine vieljüngende Statistik.

Nach den letzten statistischen Erhebungen beläuft sich die Einwohnerzahl von Posen auf 1.900.000 Personen, und zwar auf 953.161 Männer und 946.835 Frauen, während sie sich im Vorkriegsjahre 1913 nur auf 1.684.815 Personen belieferte. Betrachtet man die jährliche Gesamtzahl der Einwohner nur nach ihrer beruflichen Einteilung, so ergibt sich folgendes Bild:

	Männer	Frauen
Arbeit	165.206	63.650
Angestellte	4.200	77.000
Beamte	23.654	40.164
Freie Berufe	5.337	4.063
Welt	88.932	46.473

Die Zahl der Arbeitelosen beträgt zur Zeit 91.954. Da jeder russische Angestellte sich im Staatsdienst befindet wie der Beamte, obwohl ihm rechtlich nicht die gleichen Vergünstigungen wie letzteren zukommen, so rechen diese auf die Statistik ein. Ein-drucksvolle Erwähnung von dem geringen Umfang, den der bürokratische Apparat ausfüllt unter dem bolschewistischen Regime während des letzten Jahres ist angenommen hat. Erhellend doch aus den oben angeführten statistischen Tabelle die merkwürdige Tatsache, daß in der gesamten Stadt Posen auf jeden Arbeiter ein „funktionär“ entfällt. Das aber ist ein betriebswirtschaftlicher Zustand, der weder als normal noch als geüblich bezeichnet werden kann.

Bunte Zeitung.

Amphibien als Landtiere.

Das Frösche wurde kürzlich gemeldet, daß es Prof. C. A. Spaul von der Birkbeck College der Universität London, nach mühseligen Versuchen gelungen ist, eine wenig bekannte mexi-kanische Amphibie durch Injektionen in ein Säugetier zu ver-wandeln. Es handelt sich um den Axolotl (Säugetier, Amphioxus mexicanus Cope), ein Tier, das als Querschnitt der Ordnung der Schwämme gehört. Diese Amphibie wird etwa 12-14 Zentimeter lang, hat einen verhältnismäßig plumpen Körper mit dickem Kopf und ebenfalls dickem Schwanz, ist mit vierzehn Beinen und fünfzigjährigen hinteren Fingern sowie mit vierzehn Beinen durchgezogenen Braungrün auf. Sie verweilt überleben als erster Frösche den Axolotl nach Europa. Im Jahre 1865 gelang der Fortpflanzung mehrerer Exemplare in Paris die unter den Fröscheleuten damals insofern berechtigte Vermutung ergab, als einige der entwickelten Larven unter Verzicht ihrer Kiemen gleichzeitig eine viel hellere Farbe anzunehmen als das Gros. Später gelang die regelmäßige Fort-pflanzung dieser farbigen Vermählung. Und nun ist mit dem Fortschritte der Tier-Physiologie erreicht worden. Der neue Axolotl unterwirft sich nun einer verhältnismäßig plumpen Artgenossen durch seine blaue Farbe und durch die Ver-kürzung seiner Kiemenblätter. Der im Wasser lebende Axolotl hat, wie Weism in seinem „Verleihen“ angibt, aaraliges Gesicht, das nach längerer Zeit immer gewöhnlicher sein soll. Er wird ähnlich wie sein naher Verwandter, der Furchen-molch (Amphibianus lateralis Zan), der in nordeuropäischen Gewässern vorkommt, mit Knirscheleutchen und Regenwür-mern ernährt. Eine Koll, die ihm wohl auch auf dem Lande zu-träglich sein dürfte. Nach den bisherigen Beobachtungen scheint sich der „froschengelegte“ Axolotl in der für ihn neuartigen Umgebung eines Terrariums sehr wohl zu behaupten. — ca.

Im Casino von Monte Carlo.

Reisebericht von Albert Waag.

Von Nizza, der Stadt süßen Nektars, führe ich nach Monte Carlo. Nur acht Franken kostet die Autofahrt. Immer an der selben, schroffen Küste entlang geht's. Panoramablick liegt das glatte Meer und spiegelt eine wohlgeblauene Sonne.

Kleine Paläste, Villen, Palmengärten, dann viele Hotels, gepflegte Wege: so ist das Land hier. Prunkvoll ist die Auf-richtung, doch ist der Prunk nicht nutzlos, sondern schön-sinnig leicht geblieben, schwebend und formig wie das ganze Land.

Vergessen wird man hier gemütsvolle Paris deutschen Waldes fuden; aber man wird solche Kritik hier auch gar nicht bemerken. Die Luft ist hier nicht anders als die in der tropi-sche Luft, als sei es aus heißer Sonne heraus geboren, als sei heisse Sonne seine Mutter gewesen. Und lebenswichtig spaut es auf das blaue Meer, das an der Küste lieblich spielt.

Dieses Monaco, in dem Monte Carlo liegt, ist nur ein kleines Nidchen. Aber es hat sein eigenes Geld, seine eigenen Charaktere, seinen eigenen Charakter. Auch einen Fürsten hat es. Doch leicht führt insofern im Gegensatz zu Monte Carlo, als es sehr wenig Geld hat.

Monte Carlo steht belagert grotesk reich aus. Man sieht bald nichts als Paläste, Villen und Hotels. Es ist, als sei hier besonders viel Reichtum zusammengetragen und dann diese Stadt aufgebaut worden. Wüßner Luxus, Vornehmheit, süßindische Eleganz, Palmen, weiße Wege, Parks, in ihnen schlafende Frauen mit bunten Sonnenbrillen, Atmosphäre von Reichtum und Wohlleben; so ist Monte Carlo.

„Votro passepartout!“ Einer der Herren, die links am Ein-gang zu den Spieltischen des Casinos sitzen, legt das Wort aus. „Wohin?“ Nun er mit weiter nicht aus dem Stand des-tanden rufen, der Einlass in die Spieltische begehrt. „Sicht 3. In einem Wah: Henry Ford, Detroit, so würden sich voraussicht-lich die großen Spiegelgläser an den Spieltischen von selbst öffnen, um Eintritt zu gewähren. Sieht im Wah jedoch der Name eines kleinen Angestellten, diesen diesen Herrn die Spieltische ebenfalls verschlossen bleiben. Die Sociétés anonyme, der dies Casino gehört, legt schwebend nur auf Spiel- und zahlkräftige Besucher Wert.

In meinen Wah fand zwar nicht Henry Ford, aber ich hätte doch bald eine namentlich ausgefallene Eintrittskarte und zog an den gold-bestreuten, lebenswichtigen lächelnden Türhütern vorbei in den ersten großen Spieltisch.

Die Atmosphäre in diesen Spielräumen gerodt fohert in den feilkaufenden der Welt. Eigentümlich sieht das Antlitz dieser Menschen aus. Sie sind so sehr an sich interessiert, furchternd, so, Erregten können.

Ich halte mich geschworen, an den Spieltischen sämtliche Herren abzuspielen, auf das kalte Blut bewahrt bliebe. Aber die Realisation der rollenden Roulette, das mich-artige Licht

und verliert. Dann meist er den Kopf beiseite, als ob er nto, mehr ganz normal sei.

Die Herren dieses Herrn sind nun So gerührt worden. Man würde ihm zum mindesten eine Salzwasser-Schwamm emp-fiehlt. Er hat ein Coffer des Jeu. Er kann nicht wieder los von Roulette-Tisch, wie ein starker Trinker nicht wieder vom Alkohol los kann.

Nur diese erregende Jeu-Atmosphäre hält diesen Herrn noch an dem Tische. Man ihn für erregten Tage vom Tisch fort-ziehen, so würde er voraussichtlich völlig zusammenbrechen. Er ist eine der treffendsten Spielertypen von Monte Carlo.

Auffallend viel alte Damen spielen. Sie sitzen ruhig da. Nur die Mienen sind gespannt. Wie Krieten lieben diese Damen am Jesuit. Einmal. Darauf notieren sie Zahlen und immer wieder Zahlen, je nachdem die Kugel fiel. Es sind „System-Spieler“. Sie verfahren, System in das fallen der Kugel zu bringen, wahrscheinlichs-rechnerisch wohl. Nach diesen System setzen sie dann. Sie leben in dem Wah, das Glück bringen zu können, und es entpringt ihnen doch.

Ein Herr gewinnt direkt beängstigt. Er legt Zahlenfeld die Kugel scheint ihm lieb zu haben, und die roten Jezons mehren sich, die er vor sich liegen hat. Ein anderer Herr ge-minnt ebenfalls viel. Doch hat er tags zuvor noch mehr verloren, wie er mir sagt. „Nun traut er plötzlich der Roulette dieses Tages nicht mehr. Denn einmal muß die Kugel doch unglück-lich für ihn fallen.“

So geht er an einen anderen Tisch und — verliert alles wieder. „Man muß in diesen Räumen einmal etwas absteils still stehen bleiben. Dann hört man nur die Ruhe der Rouletten-dreher und das Rascheln der Jezons.“

Das ist die Ruhe des Casinos von Monte Carlo, jene Ruhe, die man nicht gerade hat, das Glück, die festliche Ernos, zu verdrängen; jene Müde, ohne die viele, die ich dort sah, geht nicht mehr leben können. Es ist eine seltsame Sache um dies Jeu in Monte Carlo. Nur dieses Jeu wegen hängt der Name Monte Carlo über die ganze Stadt.

Wer noch nicht an einen Spieltischen stand, muß vielleicht lächeln über die seltsamen Spielerfähigkeiten in Monte Carlo, die comanohft anmuten. Er würde selbst an diesen Tischen stand, wird vieles von jenen Spielerfähigkeiten verstehen können, besonders dann, wenn seine eigenen Herren beim Rollen der weißen Roulettekugel zu tanzen begannen.

Es wird dort unten an der Pietera viel gejeut. Im Casino von Monte Carlo, das ich einem Jeu zu, das den Gemüts- und neuwärtigen Axolotl hatte. Aber es ist doch nirgendwo dieser Schiffs im Jeu, diese Vor-rechnung, dieses absolute Schicksal und dieses Großglück im Jeu von Monte Carlo.

Es ist schon nicht, die in dem Casino von Monte Carlo die der eigentümlichsten Konstellationen der Welt erfüllt.



Humoristisches Echo



Aus verschiedenen Quellen.

Geoffenheit.

Ein Finanzamt erhält für Ausführung einer Dacharbeit am Finanzgebäude folgende Rechnung: Ich bringe dem Finanzamt in Anrechnung: 1. Für das Bedrängen der Leiter und das Werkzeuges von meinem Wohnhaus zum Finanzgebäude 1,00 M., 2. für das Anheben der Leiter am Finanzgebäude 0,50, 3. für das Befestigen der Leiter und Bedrängen des Werkzeuges auf das Dach 1,50, 4. für Ausführung der Dacharbeit 3,00, Summa 6,00 M. Das vielbeschäftigte Finanzamt läßt die Rechnung ein Vereinfachtes liegen und legt sie dann sofort der vorliegenden Behörde zur Prüfung vor. Ein dort beauftragter, sehr gewissenhafter Prüfungsbeamter kontrolliert die Rechnung aufs genaueste und ergreift die Feder zur folgenden Mitteilung: Das Amt hat sofort Bericht zu erstatten, ob sich der Dachbedermeiter 4. dort noch auf dem Dache des Finanzgebäudes befindet, da für das Herunternehmen vom Dache und für das Wegnehmen der Leiter keine Kosten in Ansatz gebracht wurden.

Wipfel der Freireueheit.

Zwei Klingengößen unterhielten sich, befragt in ihren Sesseln lehnd, über die Eigenarten ihrer verschiedenen Klubfreunde.
„Der alte Andre“, meinte der eine, „ist ein komischer Kerl. Eines Tages fragte ich ihn nach Zeit. Er antwortete: Ich glaube, ich habe meine Uhr vergessen; ich muß mal nachsehen, ob ich noch so viel Zeit habe, um nach Hause zu gehen und sie mir zu holen.“ Mit diesen Worten zog er die Uhr aus der Tasche und bemerkte immer noch nicht, daß er sie in der Tat bei sich trug.
„Das ist noch gar nichts“, meinte der andere. „Eines Morgens hatte er sein Büro verlassen und wie gewöhnlich ein Schild vor die Tür gehängt, daß er um drei Uhr zurück sein werde. Da entdeckte er, daß er sein Geld auf dem Schreibtisch vergessen hatte. Als er umkehrte und wieder vor seiner Tür stand, fand er das Schild. Neugierig setzte er sich auf die Treppe, um seine eigene Rückkehr zu der angegebenen Stunde abzuwarten.“

Nach eine Kritik.

An einem Revue-Theater war ein Schild angebracht: „Mitbringen von Hund verboten!“
Daranter stand eines Tages mit Blauschwarz gemalt: „Auf Veranlassung des Tierfreundevereins.“

Der psychologische Moment.

Wrau: „War ich in der Kirche sehr nervös?“
Freundin: „Ja, ziemlich — aber nachdem Herbert „Ja“ gesagt hatte, nicht mehr.“

Doppel hat sein.

„Dem Pips ist gar kein reinerführiger Hund.“
„Was? Seine Mutter war ein reinerführiger Dackel und sein Vater „n reinerführiger Terrier.“

Start beschäftigt.

Auf einem Bau brauchte der Polier einen Helfer zum Steinfetzen, und da er vor dem Baujaun einen Mann herumlungern sah, rief er ihn an:
„Sie, wollen Sie hier Steine tragen helfen?“
„Ja, wohl, wie lange denn?“
„Nur“, sagte der Polier, „so an sechs bis acht Wochen, bis der Bau fertig ist.“
„Nein“, meinte der Mann, „ich kann aber bloß vormittags kommen, nachmittags muß ich die Fahne bei den Arbeitslosendemonstrationen tragen.“

Astronomie.

Der Lehrer ließ die Kinder durch das Fernrohr gucken.
„Dieser kleine Stern dort, den ihr seht, ist viel größer als die Erde.“
„So!“ sagte Moritz ungläubig. „Wie wird denn dann die Erde sein, wenn es regnet?“

Verantwort.

In einer Ecke steht ein einarmiger Peterkassensmann und ein einbeiniger Bettler.
„Du machst ja so'n trübes Gesicht, Karle“, sagt der Peterkassensmann.
„Mir geht's gar gut“, sagt der andere. „Jestern Abend hat mir mein Holzbein doll weh getan.“
„Was willst du damit sagen?“
„Na — meine Elle hat mir damit verprügelt.“

Humor zu Kraft und Gesundheit.

Humoresse von Matthias Decker.

Eines Tages, nach Tisch, sagte meine Frau zu mir: „Matthias, ich weiß nicht was es ist, aber etwas an Dir wirkt mir nicht gefallen.“
Ich war außerordentlich überrascht. Nicht weil meiner Frau etwas an mir mißfiel. Das erlebe ich öfter. Nein, weil sie den Gegenstand dieses Mißfallens nicht kannte. Meine Frau hatte sonst immer ein Duzend solcher Gegenstände auf Lager. Ich kam mir ganz ausserhalb vor.
„Sag“, sagte ich, „vielleicht habe ich etwas Typus oder Lungenerkrankung.“
Aber meine Frau hatte garnicht zugehört. „Du“, sagte sie mit leuchtenden Augen. „Ich habe Dir bekommen einen Bauch.“
Das Reden der Frau über die Entdeckung. Im Unterbewußtsein meiner Frau mußte jener Bauch schon einige Zeit gelebt haben. Jetzt war er mit einem Mal ins Oberbewußtsein gekommen.
Ich fragte mich empor und betrachtete prüfend die in Frage kommende Partie. Ich soll einen Bauch haben? Ausgeschlossen!
„Ich sage nicht, daß Du einen hast“, ich sage nur, daß Du ihn bekommst“, erwiderte meine Frau. „Lebtigens bleibe ich dabei, auch wenn Du ihn einbrüchst, wie gerade jetzt.“
Ich ließ die Sache vorläufig auf sich beruhen. Abends begab ich mich etwas früher als meine Frau ins Schlafzimmer, und zwar mit Weißbrochen, einem Bogen Papier und einem Bleistift. Als meine Frau eintrat, hatte ich das Papier bereits in Leibeshöhe an der Wand befestigt.
„Hier ist der Bleistift“, sagte ich, „bitte die Beleuchtung bis auf meine Nachtschlampe. Wir wollen der Gewißheit halber einen Schattenschritt machen.“
Die Profilierung sich aus verschiedenen Gründen, die ich wohl übergehen darf, nicht zustande gekommen. Lebtigens wäre es auch überflüssig gewesen. Mein Bauch erwies sich bald als eine abgerundete Lausche.
Nun galt es zu handeln. Ich tat, was der geliebte Mann in folgendem Fall tun pflegt und prüft zum Zeichen. Dort las ich: „Da u. a. Leibeshöhe sollte Zweck und Zweck, zerfällt in die epigastrierte Region, in die umbilikalische Region und in die hypogastrierte Region.“ Und so weiter. Was würde mich

Das.

Automobilisten übernachteten in dem kleinen Bauernwirtschaftshaus eines abgelegenen Dorfes. Als sie am nächsten Morgen die Rechnung begleichen wollten, sagte der Wirt:
„Ist — drei Beten und dreimal Frühstück, das macht wohl zusammen sechs Mark — und denn zwanzig Mark fürs Auto.“
„Was?“ sagt der Gast. „Sie können doch für das Unterstellen des Autos in Ihrem Stall nicht zwanzig Mark berechnen.“
„Ist — wie soll ich denn das machen. Sie haben doch gesagt, das ist in vierhöflicher Wagen — und für ein Pferd berechnen ich gewöhnlich fünfzig Pfennige.“

Lösung.

Herr Schulze hatte mehrere Abendstümpfen über sein gewöhnliches Quantum hinaus genehmigt und wartete schließlich vernünftig die heimatische Straße entlang. Pöblich hörte er dicht vor seinen Füßen ein Stöhnen.
„Was ist'n los? Wer ist'n da?“
„Helfen Sie mir doch, lieber Herr“, rief eine schneidende Stimme aus dem Dunkel. „Ich bin hier mit einem Bein in den Gully geraten und komme nicht raus.“
„Na, stehen Sie sich doch hoch“, rief Herr Schulze.
„Der kann ja ja nicht“, rief die andere Stimme, „ich bin ja so befohlen.“
Herr Schulze stürzte sich auf seinen Stolz und starrte in das Dunkel.
„Hilfe! Hilfe!“ rief der andere Mann.
„Wo stehen Sie einmal, an welchem Ort, bitte, dann komme ich.“
„Ich kann Ihnen nicht helfen“, sagte Herr Schulze. „Ich bin ja so befohlen.“

Vorlicht.

Bei der englischen Armee kann man als Freiwilliger für eine bestimmte Dienstzeit oder für die Dauer des Krieges sich für ein bestimmtes Kriegsgebiet anwerben lassen. Als ein Mann das Rekrutierungsbüro in London betrat, fragte der Rekrutenoffizier:
„Für wie lange wollen Sie eintritten?“
„Solange er dauert“, sagte der zukünftige Meut.
„Aber jetzt ist doch kein Krieg“, sagte der Offizier.
„Ich weiß“, sagte der Anwärter, „ich meine den Frieden.“

Abgelagerte Ware.

Zum Wappblattredakteur kommt ein Zeichner und bietet ein humoristisches Blatt an und sagt:
„Den Witz habe ich selbst mit angehebt.“
Da sagt der mitde Redakteur:
„Dann müssen Sie auf Noth's Noth gewesen sein.“

Vorsprecher.

In der englischen Armee kann man als Freiwilliger für eine bestimmte Dienstzeit oder für die Dauer des Krieges sich für ein bestimmtes Kriegsgebiet anwerben lassen. Als ein Mann das Rekrutierungsbüro in London betrat, fragte der Rekrutenoffizier:
„Für wie lange wollen Sie eintritten?“
„Solange er dauert“, sagte der zukünftige Meut.
„Aber jetzt ist doch kein Krieg“, sagte der Offizier.
„Ich weiß“, sagte der Anwärter, „ich meine den Frieden.“

Abgelagerte Ware.

Zum Wappblattredakteur kommt ein Zeichner und bietet ein humoristisches Blatt an und sagt:
„Den Witz habe ich selbst mit angehebt.“
Da sagt der mitde Redakteur:
„Dann müssen Sie auf Noth's Noth gewesen sein.“

Vorsprecher.

In der englischen Armee kann man als Freiwilliger für eine bestimmte Dienstzeit oder für die Dauer des Krieges sich für ein bestimmtes Kriegsgebiet anwerben lassen. Als ein Mann das Rekrutierungsbüro in London betrat, fragte der Rekrutenoffizier:
„Für wie lange wollen Sie eintritten?“
„Solange er dauert“, sagte der zukünftige Meut.
„Aber jetzt ist doch kein Krieg“, sagte der Offizier.
„Ich weiß“, sagte der Anwärter, „ich meine den Frieden.“

Abgelagerte Ware.

Zum Wappblattredakteur kommt ein Zeichner und bietet ein humoristisches Blatt an und sagt:
„Den Witz habe ich selbst mit angehebt.“
Da sagt der mitde Redakteur:
„Dann müssen Sie auf Noth's Noth gewesen sein.“

Vorsprecher.

In der englischen Armee kann man als Freiwilliger für eine bestimmte Dienstzeit oder für die Dauer des Krieges sich für ein bestimmtes Kriegsgebiet anwerben lassen. Als ein Mann das Rekrutierungsbüro in London betrat, fragte der Rekrutenoffizier:
„Für wie lange wollen Sie eintritten?“
„Solange er dauert“, sagte der zukünftige Meut.
„Aber jetzt ist doch kein Krieg“, sagte der Offizier.
„Ich weiß“, sagte der Anwärter, „ich meine den Frieden.“

Abgelagerte Ware.

Zum Wappblattredakteur kommt ein Zeichner und bietet ein humoristisches Blatt an und sagt:
„Den Witz habe ich selbst mit angehebt.“
Da sagt der mitde Redakteur:
„Dann müssen Sie auf Noth's Noth gewesen sein.“

Vorsprecher.

In der englischen Armee kann man als Freiwilliger für eine bestimmte Dienstzeit oder für die Dauer des Krieges sich für ein bestimmtes Kriegsgebiet anwerben lassen. Als ein Mann das Rekrutierungsbüro in London betrat, fragte der Rekrutenoffizier:
„Für wie lange wollen Sie eintritten?“
„Solange er dauert“, sagte der zukünftige Meut.
„Aber jetzt ist doch kein Krieg“, sagte der Offizier.
„Ich weiß“, sagte der Anwärter, „ich meine den Frieden.“

Abgelagerte Ware.

Zum Wappblattredakteur kommt ein Zeichner und bietet ein humoristisches Blatt an und sagt:
„Den Witz habe ich selbst mit angehebt.“
Da sagt der mitde Redakteur:
„Dann müssen Sie auf Noth's Noth gewesen sein.“

Vorsprecher.

In der englischen Armee kann man als Freiwilliger für eine bestimmte Dienstzeit oder für die Dauer des Krieges sich für ein bestimmtes Kriegsgebiet anwerben lassen. Als ein Mann das Rekrutierungsbüro in London betrat, fragte der Rekrutenoffizier:
„Für wie lange wollen Sie eintritten?“
„Solange er dauert“, sagte der zukünftige Meut.
„Aber jetzt ist doch kein Krieg“, sagte der Offizier.
„Ich weiß“, sagte der Anwärter, „ich meine den Frieden.“

Abgelagerte Ware.

Zum Wappblattredakteur kommt ein Zeichner und bietet ein humoristisches Blatt an und sagt:
„Den Witz habe ich selbst mit angehebt.“
Da sagt der mitde Redakteur:
„Dann müssen Sie auf Noth's Noth gewesen sein.“

Vorsprecher.

In der englischen Armee kann man als Freiwilliger für eine bestimmte Dienstzeit oder für die Dauer des Krieges sich für ein bestimmtes Kriegsgebiet anwerben lassen. Als ein Mann das Rekrutierungsbüro in London betrat, fragte der Rekrutenoffizier:
„Für wie lange wollen Sie eintritten?“
„Solange er dauert“, sagte der zukünftige Meut.
„Aber jetzt ist doch kein Krieg“, sagte der Offizier.
„Ich weiß“, sagte der Anwärter, „ich meine den Frieden.“

Prozentfach.

„Na, wie war's in Zimmowitz?“
„Ganz nett.“
„Gib's viele Mädchen?“
„Ja, so halb und halb.“
„Die Hälfte vor Lust und die Hälfte Mäden.“

Empfehlenswerte Sommerfrische.

„Die Hauptsache ist für mich die Ruhe!“
„Die haben Sie bei mir! In meinem Hause wohnen an die zweihundert Menschen, die Ruhe suchen!“

Trost.

„Sie brauchen keine Angst zu haben“, tröstete der Arzt. „Sie haben ja gar keine Influenza. Sie haben nur eine doppelte Lungenerkrankung und etwas Typhus!“

Graten.

Denke dir, Schatz, ich habe heute morgen mein Diplom von der Hochschule bekommen!
Glänzend, lieblich, aber sage mir, was ist denn das, was ich gerade esse?
Nate, Liebster!
Dein Diplom?

Galt so schimm.

Lehrer: „Aufzählung miserabel, weißt du, daß du deinen Eltern schlaflose Nächte bereitest?“
Schüler: „Die haben sie sowieso, wir haben 'ne Weindele, Herr Lehrer.“

Mittelt.

„Ich muß in zehn Minuten an der Bahn sein, Kutscher! Köhst sich das bewerkstelligen?“
„Selbstverständlich! Ich gebe dem Gaul noch rasch Wasser! Bahnen & schon vor!“

Der empfindliche Gast.

„Was Gerüchlich ist die Bouillon gefolgt? Da geben Sie mir vorher 'n Schnaps, daß ich mich nicht erkälte.“

Ironische Anerkennung.

Mittagsgast: „Das muß man sagen, es geht also tollhaft für bei Ihnen, Herr Wirt! Vor einer Viertelstunde bin ich eingetreten, fünf Minuten später stand das Essen auf dem Tisch — und jetzt habe ich schon wieder Hunger.“

In Gedanken.

„Wo ich nur die nasen Flügel her habe? Die Schuhsohlen sind ganz, das Wasser muß doch eingedrungen sein.“
„Vielleicht hat da ein Wurm im Hut?“

Der Haken.

Eine ältere Dame besuchte eines Tages in einer Provinzstadt eine Feuerversicherungs-Gesellschaft und befand sich in eine Verlebung einzutreten.
„Wie hoch wollen Sie sich versichern lassen, gnädige Frau?“ fragte der Beamte.
„Für hunderttausend Mark“, erwiderte sie.
„Schön! Ich werde jemand schicken, der die Bestandsaufnahme vornimmt.“
„Ich verziehe nicht viel davon“, meinte die alte Dame. „Wenn ich mich nicht versichern lasse und das Haus brennt ab, dann bekomme ich also hunderttausend Mark?“
„Ja, gewiß.“
„Und wird man auch nicht fragen, wer das Feuer angezündet hat?“
„Selbstverständlich wird man hierüber volle Klarheit verlangen.“
„Dann verzichte ich“, meinte die alte Dame. „Ich würde ja gleich, daß die Geschichte einen Haken hat.“

Ausdauer.

„Die Frage ist da und pugt sich sehr niedlich, Klein-Eldi! Wie oft pöhlst du mit der Aute auf die los.“
„Aber Eldi“, sagt die Mutter, „warum willst du denn die arme Aute schlagen?“
„Die ist so unfauler, Mutter — erst spucke sie sich auf die Aute, und dann würgt sie sich damit ins Gesicht.“

Der Urlaubskassier.

„Haben Sie diesen Mann überfahren?“, fragte der Polizist.
„Entgegen der Chaussee“, schauzte der Polizist.
„Zeigen Sie mir Ihre Urlaubskass“, schauzte der Polizist.

dieses Zerfallen des Angenehms, wenn ich nicht erfuhr, wie mein Sonderbaud zum Einfallen gebracht wurde.
Negerisch entfaltete ich die Zeitung, die eben gekommen war. Auf einmal hatte ich allen Optimismus wiedergefunden. In einer Anzeige der bekannten Konfektionsfirma Neu und Schmele las ich: — und erhalten Herren mit starker Körperfülle durch unsere Maßanfertigung laubelle Figur.“
Eine halbe Stunde später betrat ich den Laden von Neu und Schmele. Ein Herr von der Gegend, Herr Chamberlains hießte von links, ein anderer von der des Prinzen von Wales von rechts herbei. Ich war flinker, und als sie zusammenprallten, stand ich bereits vor der hübschen jungen Dame an der amerikanischen Patent-Kassiererkasse. Die hübsche junge Dame begrüßte mich wohlgefälligen Blicks und fragte nach meinen Wünschen.
Ich sagte, daß es Maßanfertigung sein sollte.
„Der Herr hat Waad“, sagte sie und lächelte so holdselig, als sei Waad das lieblichste Geschenk der Natur, „das wird bei uns vollständig reuherf.“
„Wegemacht Sie keine nicht.“ „Der Herr hat einen Waad“, forderte: „Der Herr hat Waad.“ Das konnte auch heißen: „Der Herr hat etwas Waad.“ Oder: „Der Herr hat einen Anflug von Waad.“ Oder: „Der Herr hat einen haudartigen Anflug von Waad.“
Ich war begeistert über so viel Wohlthat und hätte vor dem entzückenden Wesen hinter dem Zählbrett in die Knie sinken mögen.
Wierjeht Tage später trat ich den neuen Anzug. Der erste, der mir begegnete, war mein Freund Langenbein.
„Hör mal“, sagte er, „Du mußt gegen die Sache etwas unternehmen.“
„Gegen welche Sache?“ fragte ich.
„Gegen diese Korpuslen selbstverständlich. Ueberhaupt so etwas von Anzug! Man soll den Waad doch nicht noch betonen! Warum geht Du nicht einmal zu Neu und Schmele?“
Als ich ihm alles erzählte, meinte Langenbein: „Dann bleib nur noch eins: treibe Gymnastik.“ Das war leicht gesagt. Die Gymnastiksysteme sind zahllos wie der Sand am Meere. Welches soll ich wählen? Doch nicht lange dauerte meine Ratlosigkeit. Wenn der Mensch unter den vorbandenen Weltanschauungen, Anschauungen, Lehren keine selbstverständliche vor-



Der Hausfreund

(Familienbeilage zum Merseburger Tageblatt.)

Nr. 37

Merseburg, den 11. September

1926

Der Wettkampf um den Tod.

Skizze von Rudolf Leppin-Berlin.

Sie waren auf dem Kastanienhof immer stärker gewesen — die Frauen. Stärker als die Männer. Nicht an Kräften des Leibes, aber an Willenskraft. Dabei waren die Männer niemals weiblich. Aber es war schon so bei den Kastanienhofbäuerinnen, wie ein Vorfahr einmal in einer qualvollen Stunde auf das graue Vorkappapier seines dicken Gesangbuches geschrieben hatte: „So ein Weib hat den Teufel im Leib.“ Hatte er ihn damit bannen wollen? Damit, daß er ihn in die Nähe Gottes brachte? Nun, es hatte wohl nichts genützt. Auch er war, wie alle, die vor ihm gewesen und nach ihm gekommen waren, im Kampf mit dem Teufel unterlegen. Der eine dem Weibsteufel, der andere dem Schnapsteufel, der dritte einem dritten.

Und allemal waren die Frauen auch älter geworden als die Männer, was gewiß etwas heißen wollte, da bislang noch kein Bauer das Altenteil vor dem 80. Lebensjahre verlassen hatte. Der Pastor hatte einmal in einer Grabrede erwähnt, die erste Eintragung im Sterberegister des alten Kirchenbuches laute: „Anna-Dorothea Steifensand, Drees Steifensands Witwe, 99 Jahre alt“. Und wenn auch der 1710 geborene Stoffel Steifensand, wie man im Taufregister noch heute nachlesen kann, gleich nach der Geburt „wegen großer Leibeschwächlichkeit“ die Not-kaufe erhalten hatte, auf 87 Jahre hatte er es doch noch gebracht.

Von den Steifensands gab's immer was zu erzählen im Dorf. Von den toten wie von den lebenden, von den Männern wie von den Frauen. Gutes und Böses.

Die Erinnerung an das eine oder andere überdauerte ein Jahrhundert. Von den Eltern kam sie auf die Kinder und Enkel. Jedes Kind im Dorf kannte das Wort, das der Vater des jetzigen Bauern im 8er Revolutionsjahre gesagt hatte, als seine Mutter unter ihrem buntgewürfelten Deckbette ächzte: „Krischan, ich wärr woll stürwen.“ (Ich werde wohl sterben.) — „'t wärd ook Tied!“ (Es wird auch Zeit), hatte er erwidert.

Wieder lag eine Bäuerin in ihrem Bette, als meinte sie es ernst. Aber nicht der Sohn stand daneben, sondern ihr Mann, und der kannte die Tradition. Der mußte: „Erst stirbt auf dem Kastanienhof der Bauer.“ Wenn es der liebe Gott gut mit den Kastanienhofbauern gemeint hätte, hätte er es anders eingerichtet. Er hätte sie beizeiten von dem Weibsteufel weggenommen oder hätte den Teufel selbst abberufen. Aber nein. Darum glaubte der Bauer nicht daran, daß der Tod Ernst mache.

„Sie hat zeitlebens gelogen“, knurrte er, „sie macht's auch diesmal nicht wahr.“ Auch im Dorf sorgte sich niemand. Jeder wußte, die Bäuerin würde noch nicht sterben.

Ihr Mann allerdings schlich herum, als sollte der Tod nicht seine Frau, sondern ihn holen. Er trauerte nicht etwa vorweg schon um sie, er dachte im Augenblick nicht an die Tradition, nach der sein Tod näher sein mußte als der seiner Frau, er trauerte um eine andere. Seit er den Hof an seinen Ältesten abgegeben hatte, seit der wirtschaftete und der alte Bauer nur noch das fünfte Rad am Wagen war, hatte er aus Langeweile eine andre lieben gelernt. Wochte die Bäuerin wüthen, soviel sie wollte, er, der immer nachgegeben hatte, blieb diesmal fest: von der anderen ließ er nicht. Und diese andere war die Schnapsflasche. Der Schnapsteufel war noch stärker als der Weibsteufel.

Im Anfang hatte sie die Flasche versteckt, hatte sie dem Sohne gebracht, der nach Ortsgebrauch jeden Morgen dem knecht sein „Schiel“ mit aufs Feld geben mußte. Er trank doch. Sie merkte es, aber sie kam nicht hinter sein Geheimnis. Sein Enkelkind, der älteste Sohn seines jüngsten Sohnes, mußte die Flasche im Krug füllen lassen. Wo der Alte ihn mit seinen Augen erwischen konnte, da hielt er ihn mit seiner Stimme fest. „Jung, kumm her!“ Schnell drückte er ihm Geld und Flasche in die Hand und ging nach dem „Wattremang“ (Ab-

tritt). Dort erwartete er den Kleinen, der hinter den Hülen entlangging, und dort feierte er dann ein Fest. Der Junge aber ging darauf zur Großmutter und las ihr aus dem dicken Gesangbuch mit der Eintragung vom „Teufel im Leib“ alle Choräle vor, die die alte Frau wünschte.

Und jetzt war sie krank, und häufiger als sonst mußte Robert kommen und lesen. Dabei ersuhr sie von ihm die Schnaps-geschichte. — „Das mußt du nicht tun, Robert, das ist Sünde.“ — „Jung, kumm her!“ — Robert kam, aber die Schnapsflasche nahm er nicht. „Großmutter seggt, dat is Sünd.“

Das sagte er ein mal, und dabei blieb er, modte der Großvater bitten und betteln, schelten und drohen. Ueber dem Großvater stand das Gebot der Großmutter.

Der Alte sah sein Enkelkind an. Eine Art Selbstbedauern kam über ihn. Sie waren alle gegen ihn. Seine Frau, dieses kleine, schwache Weib mit der scharfen Nase und den Raubvogelaugen, der breite, behäbige Sohn, der den Hof hatte, und nun auch sein Enkelkind. Er ging in sein Altenteil, setzte sich an den einfachen Tisch und schielte nach dem Bett der Kranken.

„Sünd ist't. Sünd!“

„Ja, das ist's!“

„Sünd ist't! Aber das ist keine Sünde“, setzte er hochdeutsch fort, „das nicht, seine Schwiegermutter verhungern, seinen Schwager verelenden lassen, die nächsten Verwandten mit seinem Haß verfolgen. — Das ist keine Sünde! Das nicht! Paß auf, wenn du nach oben kommst, da denken sie anders über dich. Da werden sie dir dein Sündenregister vorlegen.“

„Ich geh' noch nicht.“

„Meinet halben kannst du's. Oder ...“

Er lachte höhnisch.

„Ich glaube gar, du bist abergläubisch! Du glaubst, weil noch immer der Bauer auf dem Hof vor der Bäuerin davongegangen ist ... Ha! Bilde dir nichts ein! Die Weiber waren stärker und die Steifensands schwächer.“

Er sah vor sich auf die Tischplatte, auf der ein paar Brotkrümchen lagen. Er sah sich als jungen Bauern an dem Tisch sitzen, neben sich die junge Frau und um ihn herum Knechte und Mägde. Brot und Speck stand da und immer auch Schnaps. Keinem fiel ein, da von Sünde zu sprechen!

Die Frau schwieg auch.

Ihre Gedanken gingen gleichfalls zurück. Aber sie sah sich nicht am Tisch sitzen. Sie sah sich im Kuhstall stehen, wo sie der Magd den Auftrag gab, ein Quartmaß Milch abzuziehen „für die Alte dadrüben“. Die Alte — das war ihres Mannes Mutter. Was war den beiden alten Leuten alles als Altenteil versprochen worden! Von den verschiedenen Scheffeln Erbsen, von Roggen und Hafer — zu Grütze — kam von Jahr zu Jahr weniger in das windstiefle Häuschen. Als der alte Mann gestorben und die Schwiegermutter immer hinfälliger geworden war, daß sie ihr Vieh nicht mehr versorgen konnte, da hatte die Jungbäuerin es veranlaßt, daß man das Schwein aus dem Stall nahm und die Kuh und etwas Wurst und Speck zur Schiachreggen gab und taglich ein Quart Milch, das die alte gichtische Frau sich täglich selbst holen mußte.

Und nun lag sie in dem Altenteilsrüchchen und konnte sich genau so wenig rühren, und niemand kümmerte sich um sie.

Wenn doch Robert da wäre, der könnte ihr wieder den Gesang vorlesen: „Ach Gott, ich muß in Traurigkeit mein Leben nun beschließen.“

Aber Robert kam nicht. In ihre Gedanken aber trat der Hansjochen. Den hätte sie auch schlecht behandelt, sagten sie im Dorf. Hätte sie etwa den „Bastard“, den unehelichen Sohn ihres Schwiegervaters, als Schwager ansehen sollen? Ihn, der ihr zum Anstoß zeitlebens als Knecht im Hause lebte? Sie sollte ja auch Stoffel, ihres Mannes Abkömmling, als Sohn ansehen! Was wollte man ihr noch alles zumuten! Nein, sie

jaße überan ein „Exempel statuirt“, wie der Herr Pastor sich einmal ausgedrückt hatte. Zweimal ein Exempel. Jetzt wollte sie es zum dritten Male tun. Ihr Mann sollte dem Schnaps- teufel entsagen.

Scheu sah der Altenteiler auf die verhäugelte Lebensgefährtin im dicken Bauernbett. Sie war zäh, sie konnte es doch noch lange machen.

Und wenn, dann war er ohne Schnaps, Tage, Wochen, vielleicht selbst Monate. Es peinigte ihn, das Blut drang ihm zu Kopf. Er, der Bauer, konnte doch nicht selbst mit der großen Flasche in den Krug gehen, und Robert weigerte sich. Wieder schielte er nach dem Bette. Sie lag mit halb geschlossenen Augen, ohne Bewegung, still.

„Sie ist tot!“ rief es in ihm. Rief! Jubelte!

Er trat näher heran. Er wollte, beherrscht von dem Gedanken, ihr die Augen zudrücken, kam aber an die Kehle. Da fuhr sie auf. Mit einem letzten Rest von Kraft stieß sie ihn zurück: „Mörder!“

Hatte sie es gerufen? Hatte er es gesagt?

Mörder! Sie lebte doch!

Er schlich sich hinaus und ging in den Garten.

Mörder! ... Er sah sich um. Niemand war da. Wer hatte es dann gerufen?

Er ging in den Stall und kam wieder heraus. Er sah an den Bäumen hoch und blieb unter einem stehen.

Lange stand er da. Lange. Daß ihm seine Beine nicht müde wurden! Lange. Den ganzen Nachmittag. Bis gegen Abend. Da kam sein Sohn.

„Vater, was machst du denn da noch? Du willst dir wohl den Tod holen!“

Der alte Mann stand unbeweglich.

Kopfschüttelnd ging der Sohn näher.

Der Alte stand nicht, er schwebte leicht über dem Erdboden ...

In der Nacht starb die Bäuerin. —

„Auf dem Kastanienhose stirbt stets der Mann zuerst,“ sagten die Bauern, „die Frauen sind die Stärkeren.“

Diplomatie.

Skizze von Hans Weber.

Wie Diplomaten-schlaueheit bisweilen eine höchst dumme und peinliche Situation herbeiführen kann, mußte der hohe Staatsbeamte X. bei folgender Gelegenheit erfahren.

Eines Morgens wurde ihm die Visitenkarte eines Herrn Georg Schmidt überbracht. Da der Minister gerade keine allzu wichtigen Arbeiten vorliegen hatte, befahl er, den Besucher vorzulassen, zumal dieser angab, ein alter Freund des Ministers zu sein. Der Minister besann sich nicht darauf, den eintretenden glasköpfigen Herrn mit den scharfen Gesichtszügen jemals gesehen zu haben. „Was führt Sie zu mir?“ begann er in seiner gewohnten Weise das Gespräch und bot dem ihn auffällig musternden Besucher Platz an. „Was mich zu Dir führt“, lachte der eben noch so würdige Herr kameradschaftlich heraus, „also ich bin Georg Schmidt, der frische Junge, dem es nicht gelang, das Abiturium zu machen und der von der Prima nach nach Amerika durchbrannte.“ Bald war man mitten in einem vertrauten Gespräch, man tauschte gemeinsame Jugenderinnerungen aus, und der Amerikaner erzählte, wie er es nach schweren Anfängen durch glückliche Bodenpekulationen in den Südstaaten schließlich zu beträchtlichem Reichtum und Ansehen gebracht habe. Er hielt mit seiner Bewunderung für die glänzenden Erfolge des Ministers nicht zurück; auch der Minister sprach über seine großen und kleinen Sorgen, kurz, die beiden schüttelten einander ihr Herz aus, wie es Jugendfreunde nach langer Trennung zu tun pflegen. „Deine Taten und Erfolge liegen klar vor aller Augen“, begann der Freund nach einer kurzen Gesprächspause von neuem, „aber sage mir eins: wie bringst Du es fertig, Dir die vielen lästigen Besucher und Bittsteller vom Hals zu halten, die Dich in Deiner exponierten Stellung ohne Zweifel in noch höherem Maße bestürmen, als dies bei mir der Fall ist, und wie vor allem erreichst Du, ohne unhöflich zu sein (denn Diplomaten sind ja nie unhöflich), daß die Leute, die zu Dir vordringen, ihre Besuche nicht ins Endlose ausdehnen?“

Der Diplomat lächelte. „Das ist gar nicht so schwierig: Die Leute, die mich besuchen wollen, werden auf das sorgfältigste gesteuert, und fünfundneunzig Prozent von ihnen fertigt mein Sekretär ab. Daß Du so schnell zu mir gelangt bist, verdankst Du der ungewöhnlich frühen Stunde, zu der Du erschienen bist, und dem Umstand, daß mein Sekretär auf Urlaub ist. — Ja, und was das Ausdehnen der Besuche anbelangt — das ist allerdings ein schwierigerer Fall, aber auch dafür habe ich ein Mittel, meine Arbeitszeit vor allzu rücksichtsloser Inanspruchnahme zu bewahren: Spätestens fünfzehn Minuten, nachdem ein Besucher bei mir eingetreten ist, erscheint, wenn nicht für den Einzelfall andere Bestimmungen meinerseits vorliegen, mein Diener und meldet: „Seine Excellenz, der Herr rumänische Gesandte wünscht den Herrn Minister zu sprechen.“ Auf diese Meldung hin pflegen sich meine Besucher schnell zu verabschieden. — Der Kaufmann sollte diesem System rücksichtslos bewundern. „Ja, ja, Ihr Diplomat!“ Der Minister lächelte selbstgefällig vor sich hin.

In diesem Augenblick geschah etwas sehr Komisches; der

Diener trat ein, blieb in strammer Haltung an der Tür stehen und meldete mit wichtigem Äußer: „Seine Excellenz, der Herr rumänische Gesandte, wünscht den Herrn Minister äußerst dringend zu sprechen.“ Der Freund bekam einen roten Kopf. Der Minister trommelte ein wenig vorlegen auf den Schreibtisch, aber sofort wandelte sich seine Verlegenheit in unbändiges Lachen. „Der Herr Gesandte mag ruhig warten“, lachte er heraus. Der Diener schien sich nicht so ohne weiteres abfertigen lassen zu wollen und bemerkte, er habe dem Gesandten gesagt, daß der Herr Minister zu Hause sei. „Gehen Sie zum Teufel und grüßen Sie den Gesandten“, fuhr der Diplomat seinen Diener energisch, wenn auch nicht ohne Heiterkeit an. Als dieser aber nur immer noch nicht wich, rief er nun wirklich ungeduldig, ob der Diener denn nicht sähe, daß der Minister eine Konferenz habe. Hierauf verschwand der Diener.

„So, alter Knabe, und nun gehen wir durch diese Tapeten- tür und gelangen über meine Privatgemächer unbemerkt ins Freie. Wichtige Erledigungen liegen für die nächste Stunde nicht vor, und so will ich diese ganz meinem Freunde widmen.“ — Mit diesen Worten führte er seinen Gast durch die Wohnung und durch den Garten des Ministeriums nach einer winkligen Straße, wo sie schließlich eine nach außen hin unscheinbare, aber lauschige und sehr gemütliche Weinstube betraten. Nachdem man beim Wein die Diplomatenpflichtigkeit des Herrn X. gebührend belacht hatte, schob der Amerikaner plötzlich das Weinglas vor sich und sagte unvermittelt: „Wenn es aber nun wirklich der rumänische Gesandte war?“ — „Das wäre höchst peinlich, ist aber völlig ausgeschlossen“, meinte der Diplomat, den im Moment ein leichter Schreck durchzuckt hatte. „Ich verstehe mich zwar nicht auf Diplomatie“, meinte wieder der Freund, „aber als unbefangener Beobachter fiel mir das Verhalten des Dieners ein wenig auf.“ — „Unfinit! Unfinit!“ beruhigte Herr X., „es gehört zu unserer Vereinbarung, daß ich meinen Besuchern, die sich verabschieden wollen, erst Höflichkeitsphrasen mache, aber der Diener ist strikt instruiert, nicht von der Tür zu weichen, bis der Besucher gegangen ist.“

Allerdings brach der Minister, obgleich er an den Gesandten- besuch nicht ernstlich glaubte, von einer gewissen Unruhe getrieben, doch den Frühschoppen ab und eilte in sein Arbeitszimmer. — Hier kam er gerade noch zurecht, als der tatsächlich in dringender Staatsmission überraschend erschienene rumänische Gesandte grollend weggehen wollte. Die Sache ließ sich, obwohl sie peinlich war, schließlich doch noch zum Guten wenden. Der Minister aber ließ sich nie mehr den „Herrn rumänischen Gesandten“ melden.

Göttinger Hain.

Historische Skizze von Ludwig Bäte.

Der 20. September 1774 versprach ein ausnehmend heiterer Herbsttag zu werden. Schon gegen sieben Uhr morgens hatte die Sonne die Nebelschwaden über den Göttinger Giebeln zer- teilt, und Ludwig Hölty, der wie gewöhnlich sich erst tief in der Nacht von seinen wahllos aufgehäuften Bücherbergen zu trennen vermocht hatte, war doch schon kurz nachher auf seiner dürftigen Lagerstatt wach geworden. Als es halb acht von St. Jakobi schlug, war er bereits schwerfällig in seinen braunen Flauschrock gekrochen, hatte seinen dünnen Kaffee getrunken und lehnte nun, gemächlich die lange Pfeife rauchend, im Fenster, gerade als Rudolf Boie, Cloen und Boß im Wagen um die Ecke der Nikolaigasse bogen. Munter winkte er den Freunden zu und sah nach einigen Minuten bei ihnen, vorsichtig von den Ge- nossen in Decken bis zur Brust eingeschlagen, so wenig Rücksicht er selbst auch auf seine kranke Lunge zu nehmen pflegte.

Gebüdig zogen die beiden betagten Pferde den ungesügeln Wagen, der die Gründung der Georgia Augusta durch Herrn von Münchhausen anno 1737 noch miterlebt haben mochte, über das ausgetretene Kopfpflaster. Die Weenderstraße, die bescheiden via triumphalis der Stadt, war bald erreicht, und schneller ge- wannen die Pferde die freie Landstraße nach Bovenden.

Vorgestern morgen hatten sie durch einen Eilboten von Ein- beck her Nachricht bekommen, daß Klopstock erst heute eintref- fen würde und sie mit dem Glockenschlage elf in Bovenden er- warte, um in ländlicher Stille einen Tag mit ihnen zu ver- leben. War so die Freude der Erwartung anfangs sehr herab- gestimmt, hatte man seufzend die Kosten des schon bestellten, nun überflüssig gewordenen Mittagessens überrechnet und aus schmalen Beutel die Groschen für den Wirt zusammengesucht, man war doch glücklich, mit dem Verehrten allein sein zu dürfen, ihm sein Herz auszuschütten und ihm für alle Liebe, die er ihnen erwies, danken zu können.

Gleich hinter dem zweiten Schlagbaum ließ man halten und bekränzte den Wagen über und über mit Eichengrün und blü- hendem Heidekraut. Der Kutscher steckte den Tieren einen Büschel Thymian hinter's Ohr und umwand sogar die Peitsche mit späten, schwankenden Glockenblumen. Einen Augenblick setzte man sich an den Straßenrand, und Boß zog anächtig Klopstocks „Messias“ aus der Tasche, den Freunden, indes die Glocken Göttingens leise und fern herüber schlangen, eine kurze Morgenandacht zu halten. Rudolf Boie, sein Stubenmitbewoh- ner, hörte mit gefalteten Händen zu, während Karl August Wilhelm von Cloen gutmütig in seiner Manteltasche nach Brot und Zucker für die Tiere suchte. Hölty lag binaestreckt auf

mer Decke und kann vergessen in den jonschen Himmel, an dem tausend blasse Wölken langsam von kaum spürbaren Winden abgetrieben wurden, bis er ganz fein tiefes, klares Blau hervortreten ließ. Behutlos zog er eine zärtlich mit Roskominen und behänderten Schäferinnen bemalte, in Papillotenpapier eingewickelte Porzellanbörse, die aus dem neuen Quincailleriesladen an der Johannisstraße zu stammen schien, aus seiner Rocktasche und verlor sich in rosigem, unerfüllbaren Träumen.

Boß hatte geendet und schlug, sogleich wieder mitten unter den Freunden, mit Stein und Schwamm Feuer, seine kurze Tonpfeife in Brand zu setzen, wenn auch die Genossen gegen diese Enthüllung der Andacht schalten. Lustig empört stieg man wieder ein und kam kurz vor neun Uhr im Dorfe an.

„Laßt uns in den Wald gehen und das Zimmer, in dem wir den Gemeinthen empfangen, mit Laub und Blumen schäferlich schmücken“, meinte der junge Boie, schwärmerisch Söltys Hand fassend. „Laßt uns dieses Haus in ein Gleimisches Hütchen verwandeln, den Tisch mit ambrosischen Früchten überstreuen und jenen ehrwürdigen, durch Alter und Würde geheiligten Lehnstuhl mit Weingerank zieren!“

„Was für den Sittenerwerbder Wieland freilich besser sein möchte als für unsern Klopstock“, warf Boß ein wenig polternd ein. „Zudem würde die Stube den ganzen Tag nicht frei von passendem Bauernvolk, und vielleicht merkte irgend ein Erleuchteter dieser böotischen Gefilde doch, um wen es sich handelt, und verdürbe uns schon hier die Heimlichkeit der Zusammenkunft, die freilich doch bald genug bekannt sein wird.“

„Am besten gehen wir in die Kirche!“ Alles kehrte sich verwardert zu Söltz, der sich fortwährend auf einem Absatz umdrehte, wie er stets tat, wenn er sich freute. „Der hiesige würdige Landprieester nimmt uns nicht nur jedes Jahr einen Almosen ab, sondern hat sogar als einer der ersten auf unseres Vaters Klopstock Gelehrtenrepublik pränumeriert.“

Das entschied. Gerade läuteten die Glocken, und mit dem rechten Schläge schritt man über den Kirchhof am Lehnhaus des Kantors vorbei in die kleine Kirche, nicht ohne einen Blick in den abgelegenen Kaffeegarten geworfen zu haben, in dem man nach schneller Ueberlegung den Nachmittag zubringen wollte.

Der Gemeindegefang schleppte sich müde fort, die gebrechliche Orgel schnauzte und blieb, nachdem sie die Liturgie schließend mit eingerosteten Fragottstimmen begleitet hatte, endlich stehen. Alles erhob sich, um das Evangelium anzuhören. Bei den Worten: „Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht“, zupfte Clofen Söltz am Kermel, und ein Lächeln glitt munter über die Gesicht der vier, die eng nebeneinander in der Bank unter der Orgel saßen.

Die Predigt war gut überlegt und mit passenden Beispielen aus dem Leben der Gemeinde ausgestattet, wenn sie auch natürlich den Fremden nicht viel zu geben hatte. Der Klingelbeutel klappte, der Pastor sprach das Gebet für das Herrscherhaus, die wohlgefrügelten Häupter der Bauern ließen den Segen über sich ergehen, dann hob man die letzte Strophe des Hauptgesanges an. Der Kantor begann ein lautes Postludium eigenster Erfindung, die Köpfe hoben sich von dem zum Gebet vor die Brust gehaltenen Dreispitzen, und langsam zerstreuten sich die Kirchgänger ins Wirtshaus oder in die eigene Wohnung, nachdem man bedachtsam die Mitteilungen des Ausrufers vor der Kirche entgegengenommen hatte.

Wenig später rollte Klopstocks Wagen über die Brücke des Dorfbachs.

Mit den Hüten in der Hand standen sie am Schläge, den der Bediente, noch ehe sie ganz zur Besinnung gekommen waren, hinne. Der Meister sprang mit weltmännischer Sicherheit vom Trittbrett und umarmte jeden. In aller Augen glänzten Tränen, selbst Johann Heinrich Boß wischte sich verstohlen durchs Gesicht und spürte kaum den Händedruck Hahns und der beiden Miller, die Klopstock schon Freitag nach Einbeck entgegengefahren waren. Dann traten sie in die Stube ein, die sich bald von den Gästen zu leeren begann. Der Diener schleppte, von dem älteren Miller unterstützt, einen Korb ins Zimmer, den er auf des Herrn Wink vorerst in eine Ecke stellte.

„Endlich bin ich bei Euch, meine Geliebten!“ begann Klopstock mit freundlich-gesellschaftlicher Handbewegung, der man aber sofort die offene Zuneigung anmerkte, die Jünglinge zum Sitzen einladend. „Soweit schon tönt das Rauschen Eures Hains über die vaterländische Erde, und vielerorts singt man die Lieder, die Eurer goldenen Leiter unaufhörlich entströmen, in Andacht und Entzückung. Wie manches Herz habt Ihr schon gerührt, meine Freunde, wie manche Jünglingsbrust zu flammender Tat aufgemüht und die Reime eines frommen und hochgemuten deutschen Viedersinns hineingesenkt! Laßt mich zuvörderst Euer Wohl trinken und Euch danken, daß Ihr mich für würdig gehalten habt, Eurem Bunde anzugehören!“

Frisch schäumte das Zerbst Bier, das Klopstock mitgebracht, in den Deckelkrügen des Wirts und löste mählich die Zungen. Er fragte nach Studien und Angehörigen und legte schalkhaft den Arm um Boß, als dieser ihm aufgeschlossen erzählte, daß er Ostern mit Söltz nach Flensburg zu reisen gedächte.

„Nach Flensburg?“ Er nickte dem jungen Boie zu. „Ei, da grüßt mir den trefflichen Hauptpastor Boie, den Ihr — er hob sein Gesicht an Bossens hagerer Gestalt auf — „sicher besuchen werdet! Und vergeßt nicht seine Ernestine, von der mir der ältere Bruder, der heute leider in unserem Kreise zu

fehlen gezwungen ist, gar mancherlei Schönes erzählt.“ Doch nun laßt uns gemeinsam die balsamischen Dünste schlürfen, die Dünste Eures Hains, dessen kräftigen Duft ich überall hier zu spüren meine!“

Sie gingen eingehakt durch die Gassen des Dorfes, der fünfzigjährige untersehte Mann mit den leuchtenden Augen und die jungen, hingerissenen Poeten, schmückten die Hüte mit brennendem Herbstlaub, ließen unbekümmert über die nassen Sturzäcker, dem Gaste eine besonders schöne Aussicht zu zeigen, pflückten die blauen, schmelzenden Brombeeren, die sich ihnen von allen Hecken entgegenbrängten und saßen nachher, trunken vor Jugend und Begeisterung, vor ihrem lauchbestreuten Pfannkuchen und hoben immer wieder das Glas dem gerührten Dichter zu, dessen Gesicht noch immer strahlend über Deutschland stand. Sie warfen sich in seine Arme, stammelten behend glühende Schwüre und verrieten ihm ihre tiefsten Herzensgeheimnisse. Dann saßen sie unter den gelben, überhängenden Pflaumenbäumen im Garten, tranken Kaffee und schwiegen plötzlich, als Klopstock den Diener ein dickes, in Leder gebundenes Buch holen ließ und mit leicht erregter Stimme zu lesen begann. Noch kannte erst Boß das Werk, aus dessen letztem Korrekturbogen der Dichter ihm Ostern in Hamburg vorgelesen, aber man sprach überall von etwas Außerordentlichem, Unerhörtem, das den Sänger des „Messias“ von einer ganz anderen Seite zeigen würde und das bestimmt schien, dem überall machtvoll und ungebärdig ausschließenden Vaterländischen Richtung und Halt zu geben. Von Haus zu Haus hatte man Subskribenten gesammelt und eine Zahl zusammengebracht, wie sie so leicht kein Ort aufweisen würde. Sie sahen und lauchten mit klopfenden Pulsen, was er von Auermannern, Zünftigen und Volk in der „Deutschen Gelehrtenrepublik“ las, von ihren Belohnungen und Strafen, ihren Literaturschulen, Ankündigungen und Ausrufen, ihren geadelten Gelehrten und jungen Dichtern. Man jubelte mit der lauten Lache voll herzlichen Spottes, der dritten Klopstockischen Strafe, als man durchsichtig genug manchen bekannten Namen dahinter versteckt fand, und triumphierend blickte Boß Söltz an, der mit ihm vor einigen Monaten von dem berühmten Heyne aus seinem Kolleg ausgeschlossen worden war, und der von ihnen gesagt haben sollte: „Aus den Faulenzern wird im Leben nichts!“ Weinend und mit niebrig glänzenden Wangen drängten sie auf den Verehrten ein, als sie in den heiligen Cohors den Hain erkannten und küßten ihn auf Wangen und Mund. Lächelnd wehrte er ab und konnte sich dennoch der Tränen nicht erwehren: „So hört denn den Beschluß des Zwölften Morgens: Ich kenne Euch, und mein Kennen ist mit Verehrung verbunden. Ich bleibe fest dabei: Desto reifer, je länger keimt!“

Stürmend sprangen die Jünglinge auf, betteten das Buch auf einem Kissen von schnell abgepflückten Ästern und Reseden, und Söltz rief, totentbläht und heiser ein übers andere Mal: „Nun ist unser Bund unsterblich! Brüder, wir sind unsterblich!“ Schon schauerte es kühl von den Wiesen her, die salben Blätter der Bäume säuselten, im Pfarrhaus brannte ein erstes Licht. Klopstock mahnte zum Aufbruch. Ernst schritt man durch die Gartengänge dem Hause zu.

Die Wagen standen angepannt: Hahn, die beiden Bettner Miller und Rudolf Boie stiegen mit dem Bedienten in den ersten, Söltz, Clofen und Boß drückten im zweiten immer wieder Klopstocks Hand.

Das Abendrot fröstelte durch die lange Eschenallee hinter dem Dorfe. Fiebernd lehnte Söltz neben Klopstock. Ein Blatt fiel in den Wagen, taumelte einen Augenblick und sank dann halt auf seine Hand. Er suchte zusammen.

Vorn sangen die Freunde Lessings Uebersezung der 15. Ode Anakreons:

Was soll ich hier, so lang ich bin,
mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerlosem Sinn
auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich steht er da und spricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
Du trinkst, Du küßest länger nicht!
Trink' aus! Küß' aus! Von dannen!“

Das Alibi.

Nach einer wahren Begebenheit
von August Uebelacker-München.

am 12. Juli 1910, morgens 8 Uhr, stieg in einem der ersten Hotels von Köln ein eleganter Fremder ab, der sich in das Melbeduch als: Karl Bender, Rentner aus Bremen, eintrug. Nachdem er sich gewaschen und umgekleidet hatte, nahm er in der Diele sein Frühstück ein und durchslog die Morgenzeitung. Da blieb sein Blick an einer fettgedruckten Notiz haften, die also lautete: Heute vormittag 9 Uhr beginnt im großen Schwurgerichtssaale unter dem Vorsitz des Herrn Landgerichtsdirektor Häusler die Verhandlung gegen den ledigen Schlosser Franz Wergertin aus Hamburg wegen schweren Einbruchs. Der Fall hat seiner Zeit großes Aufsehen erregt, da am 15. März 1910 der Laden des Juweliers Haller von der Decke des ersten Stockwerkes aus völlig ausgeplündert wurde.“

Der Fremde beschloß, der Verhandlung beizuwohnen, und fuhr im Auto zum Justizpalast. Er erlang noch einen Stehplatz in der ersten Reihe des überfüllten Hörsaalraumes. Die Ver-

Handlung hatte eben begonnen, und der Vorsitzende rief an den Angeklagten, einen blaffen, jungen Menschen, die übliche Frage: „Bekennen Sie sich schuldig der Ihnen zur Last gelegten Tat?“

Ruhig und entschlossen antwortete der Angeklagte: „Rein, denn ich konnte den Einbruch gar nicht begangen haben, da ich am 15. März 1910, dem Tage der Tat, nicht in Köln sondern in Berlin war.“

Da der Verbrecher jedoch sein Alibi in keiner Weise begründen konnte, wurde in die Verhandlung eingetreten.

Interessiert folgte der Fremde dem Laufe der Verhandlung, während der Angeklagte gleichgültig die Zuhörer musterte.

Da plötzlich durchzuckte es den Angeklagten, eine jähe Röte stieg in seinem Gesichte auf, und mit erregter Stimme rief er, auf den Fremden deutend: „Hier ist ein Zeuge, der beweisen kann, daß ich am 15. März 1910 in Berlin war.“

Lautlose Stille herrschte im Saal. Der Fremde fuhr erschrocken zusammen und machte eine abwehrende Bewegung.

Vor den Richtertisch gerufen, wurden seine Personalien festgestellt und seine Ausweispapiere geprüft. Sodann stellte der Vorsitzende die Frage an ihn, ob er den Angeklagten kenne.

Energisch und entrüstet verneinte der Fremde diese Frage. Da bat der Angeklagte, ob er zur Auffrischung des Gedächtnisses mit dem Zeugen sprechen dürfe.

Der Gerichtshof willfahrte der Bitte des Angeklagten. Zwischen dem Zeugen und dem Angeklagten entspann sich nun folgendes Gespräch.

Angeklagter: „Herr Zeuge, können Sie sich erinnern, ob Sie am 15. März 1910 in Berlin waren?“

Nach kurzem Besinnen antwortete der Fremde: „Ja, daran kann ich mich erinnern, da ich an diesem Tage in Berlin eine Aufsichtsratsitzung hatte.“

Angeklagter: „Sie kamen mit dem Morgenzuge ungefähr um 9 Uhr und hatten einen schweren Koffer?“

Zeuge: „Das kann wohl stimmen.“

Angeklagter: „Sie hielten Ausschau nach einem Träger, und da ich arbeitslos war, bot ich mich Ihnen an, den Koffer zum Auto zu tragen?“

Zeuge: „Ich kann mich erinnern, meinen Koffer einem Träger gegeben zu haben. Ob Sie der gewesen sind, weiß ich nicht. Sie können ja den ganzen Vorgang auch nur beobachten haben.“

Angeklagter: „Ich flehe Sie an, Ihr Gedächtnis zu prüfen; zum Tragen Ihres Koffers schlug ich das Hemd an meinem rechten Ärmel hoch, und Sie bemerkten an meinem Oberarme etwas und fragten mich nach der Bedeutung dieser Eigentümlichkeit.“

Zeuge (nach einigem Besinnen): „Der Bursche, der mir damals den Koffer trug, hatte am Oberarm eine eigenartige Tätowierung, zwei gekreuzte Hufeisen darstellend. Ich fragte ihn, was das bedeute, und er antwortete: Er sei früher schmid gewesen und habe sich als Zeichen seiner Kunst diese Tätowierung anbringen lassen.“

Wahrscheinlich im ganzen Gesicht entblühte der Angeklagte seinen Oberarm, auf diesem zeigten sich zwei tätowierte gekreuzte Hufeisen.

Kirchenstille war im Saal. Der Zeuge wurde vereidigt, und die Verhandlung endete mit der Freisprechung des Angeklagten.

Einige Monate später wurde der Angeklagte bei einem Einbruch in einen Goldarbeiterladen in München verhaftet mit seinem Komplizen — dem Entlastungszeugen aus der Verhandlung in Köln.

Bunte Zeitung.

Neue Methoden in der Holzgewinnung.

Die Frage der raschen und sachgemäßen Entziehung der Feuchtigkeit aus dem geschlagenen und getrockneten Holz, die lange unbefriedigend gelöst war (Trocknen an der Luft ist zu zeitraubend und nicht immer möglich), hat in den letzten Jahren den Anstoß zu verschiedenen Erfindungen gegeben, die sich alle mit dem Sammelbegriff „Vakuumsystem“ andeuten lassen. In Schweden mit seiner reichen Holzindustrie wurden diese Methoden zuerst zur Anwendung gebracht. Eine schwedische Zeitschrift bringt eine Beschreibung des Systems Friberg, das besonders gute Erfolge aufzuweisen hat. Das Trocknen geschieht hierbei mit Hilfe eines Zylinders, der das feuchte Holz durch eine Öffnung, die luftdicht verschlossen werden kann, aufnimmt. Feuchtes und feucht von der Säge gekommenes Holz ist nach einer Trocknung von 35 Stunden versandfertig. Das Holz wird sehr gründlich getrocknet und erfährt dabei eine völlige Veränderung, so daß es, durch und durch trocken, nachher sofort verarbeitet werden kann. Risse, die die Qualität des Holzes so stark nachteiligen, entstehen nicht; auch zieht sich das Holz nicht so leicht wie beim Trocknen an der Luft. Der Prozeß vollzieht sich so, daß abwechselnd heißer Dampf in den Kessel strömt und dann wieder ein Vakuum geschaffen wird, wobei alle im Holz befindliche Feuchtigkeit verdampft. Je nach der Holzsorte dauert diese Bearbeitung 24 bis 48 Stunden. Am schnellsten verarbeitbar ist Birkenholz; für Tannenholz ist anderthalb, für Eichenholz so viel Zeit notwendig. Doch nach dieser Methode

wirklich gutes Holz erzielt wird, geht daraus hervor, daß Parkettfabriken von Weltruf das System in Anwendung bringen; bekanntlich sind die Anforderungen, die an Parkett gestellt werden, ganz besonders hoch. — Bisher mußte das geschlagene und gefägte Holz etwa ein Jahr lang lagern, ehe es versandfertig war. Die hierdurch entstehenden Unkosten sind nicht für alle Betriebe gleich hoch; das Endergebnis ist jedoch, daß sie um ein Mehrfaches die Kosten der Holztrocknung nach dem Vakuumsystem übersteigen, wozu sich dann noch der Vorteil besserer Qualität gesellt.

Allgemeiner Rückgang der Sterblichkeitsziffer.

Der epidemische Charakter gewisser Krankheiten ist im Laufe der Zeiten manchem Wechsel unterworfen und damit auch die Häufigkeit der Verbreitung dieser Krankheiten, wie sie z. B. gegenwärtig ihren Ausdruck in einem allgemeinen Rückgang der Sterblichkeitsziffer finden. Dieser Rückgang wird besonders deutlich auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten. Eine englische Statistik erbrachte kürzlich den Nachweis, daß die Sterblichkeitsziffer für Diphtherie seit 1890 um 70 Prozent gesunken ist, für Typhus im Laufe der letzten 50 Jahre um 95 Prozent, für Scharlach um 97 Prozent und für Pocken sogar um volle 100 Prozent. Selbst eine so stark verbreitete Krankheit wie die Tuberkulose ist in ihrer Sterblichkeitsziffer um 60 Prozent zurückgegangen.

Doch erstreckt sich dieser Rückgang nicht nur auf Infektionskrankheiten, sondern auch andere beginnen infolge erhöhter hygienischer Schutzmaßnahmen in allen Ländern abzuschwächen. So z. B. die in früheren Jahrhunderten so allgemein verbreitete „klassische“ Podagra. Die Gründe hierfür sind in einer allgemein rationelleren Lebensweise zu suchen. Eine Krankheit, die ebenfalls im allgemeinen nicht mehr so häufig wie im vorigen Jahrhundert auftritt, ist die typische Bleichsucht des jungen weiblichen Geschlechts. Mehr Sport, gesündere Kleidung und Lebensbedingungen haben auch hier eine Wesehe geschlagen.

Im übrigen lassen sich für diese und manche andere Leiden außer den angeführten noch zahlreiche ähnliche Erklärungen abgeben, denen ebenfalls eine symptomatische Bedeutung zukommt. Erfreulich bleibt jedenfalls die Tatsache, daß ein so bedeutender Befamtsfortschritt in der Heilung menschlicher Gebrechen rückhaltlos als Verdienst zeitgenössischer Forschung angesehen werden darf.

Der Schnurrbart kommt!

Es läßt sich nicht länger verheimlichen, weil es ja die Welt ohnehin recht bald zu wissen und zu sehen bekommen wird: Das glattrasierte Männergesicht wird in kurzem ein Witz von vorgestern sein, da langsam aber sicher der bisher so verpöht gewesene Schnurrbart wiederkehrt. Die selben Engländer, die einst das glatte Männerantlitz eingeführt hatten — sie waren die Förderer dieser Mode, nicht, wie manche glauben, ihre Betrüger, die Amerikaner — diese selben Engländer machen jetzt Stimmung für die haarige Oberlippe, und die Gründe, die sie anführen, um den Umchwung zu rechtfertigen, sind recht interessant und hörenswert. „Der Mann von heute“, sagen sie, „unterscheidet sich kaum von der Frau von heute. In ihrem innersten Wesen waren ja viele Männer ohnedies schon verweiblicht, und nun, wo die Frauen sich vermannlicht haben, mit einer schlanken Sportfigur paradiere, den Substanz mit „Herrenschneit“ tragen, öffentlich Zigaretten rauchen, sich mit Smocking und Englas schmücken und über den Kanal schwimmen, wird man einen Unterschied zwischen Mann und Frau auch äußerlich bald nicht mehr feststellen können. Unter solchen Umständen ist es nur der Schnurrbart, der den Mann vor der völligen Verweiblichung retten kann. Den Schnurrbart werden sie den Männern wohl nicht nachmachen können, es wäre denn, daß sie sich Theaterschnurrbärte unter die Nase kleben. Dieses ist es, was zu sagen war!“

„Auf Wiedersehen, Herr Scharfrichter!“

In Paris sollte dieser Tage der Mörder August Marcelle, ein Mensch von zwanzig Jahren, in aller Frühe hingerichtet werden. Als man ihn abholen wollte, erklärte er, daß er nie ein Fräuhäufteher gewesen sei und daß man seine Hinrichtung für eine spätere Stunde ansetzen möge, das erbitte er sich als letzte Gnade. Da der Staatsanwalt einverstanden war, ließ man Marcelle bis 8 Uhr schlafen. Nun hatte er noch einen allerletzten Wunsch: er wollte zwei Flaschen guten Sekt trinken. Auch das wurde ihm gewährt. Zigaretten rauchend schritt Marcelle dann zur Guillotine, wo er seinem Verteidiger sein herzlichstes Beileid ausdrückte. Dann folgte eine herzliche Anrede an den Scharfrichter. „Ich bedaure sehr, Herr Scharfrichter,“ sprach der Hinrichtungsandidat, „daß ich Sie so früh aus Ihrer Ruhe aufgestört habe und daß Sie meiner wegen so lange haben warten müssen. Ich bitte sehr um Entschuldigung und will Sie fürderhin nicht mehr belästigen. Auf Wiedersehen, Herr Scharfrichter!“ Ein paar Sekunden später war das Urteil vollstreckt.

Ein praktischer Futterständer für Ziegen mit Sparfutterkasten, Krippe und Fußbank.

Von Dr. Grau. (Mit Abbildung.)

Wer in der Ziegenzucht nicht beim alten stehen bleiben will, der schaut sich nach neuem um. Und er kann sich glücklich preisen, wenn ihm solch eine praktische Vorrichtung, wie sie unsere Abbildung zeigt, zu Gesicht kommt.

Soll eine Ziege gesund bleiben und bedeutenden Ertrag geben, dann muß nächst der Fütterung der allergrößte Wert auf eine zweckentwprechende Haltung gelegt werden. Nicht

nach unserer Abbildung den Futterkasten am oberen Rande 70 cm über der Stallsohle und die Heu- und Laubkrippe noch 30 cm höher an. Etwa 35 cm über dem Fußboden befindet sich die Fußbank, auf die die Ziege bei der Futterentnahme zu treten gezwungen ist. Die Fußbank erhält eine Leiste, die ein Hinübergleiten der feuchten Klauen verhindert.

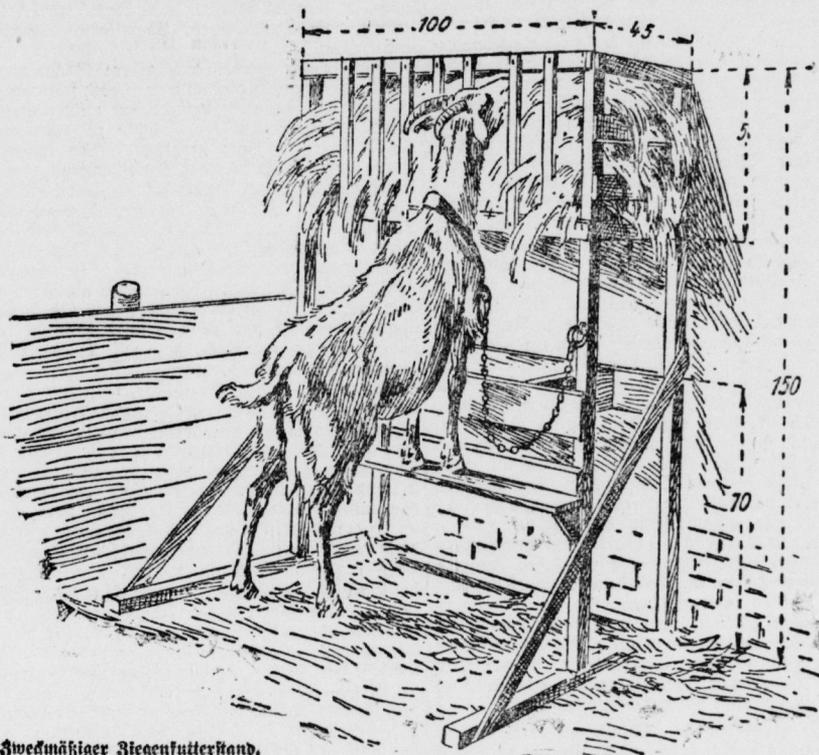
Die Ziege kann bei diesem Futterständer nicht mehr das Futter mit den Füßen verunreinigen, und, weil sie dem Gestell das Futter nur in kleineren Mengen zu entnehmen vermag, ist sie auch zum langsamen Fressen und gründlichen Kauens gezwungen. Das

wirksam vorgebeugt werden. Und schließlich verschafft der Sparfutterständer gewissermaßen zwangsläufig dem Tiere mehr Bewegung. Dieses öftere Aufrichten des Körpers mit dem wohlthuenden Strecken und Dehnen der Rumpfmuskulatur trägt unendlich viel zur Gesundheit und zum Wohlbefinden bei. Je wohler sich aber das Tier fühlt, desto mehr leistet es in jeder Beziehung, in Milch, Fleisch und im Zuge. Es weist dieser praktische Futterständer mit aller Eindringlichkeit darauf hin, dem Tiere mehr Körperbewegung zu verschaffen, von deren absoluten Notwendigkeit viele Ziegenhalter immer noch nicht die leiseste Ahnung haben. Sie sperren ihre bedauernswerten Ziege in ein finsternes Stallloch dauernd ein und wundern sich noch, daß das arme Wesen dann wenig oder keine Milch gibt. Nun ist das öftere Aufsteigen der Ziege auf die Futterbank zwar besser als gar keine Bewegung, aber es genügt denn doch keineswegs. Ohne den täglichen längeren Auslauf ins Freie mit Luft, Licht, Sonnenschein und Winterfröhen ist bei der Ziege, die sehr viele Bewegungen geradezu verlangt, eine einträgliche Haltung undenkbar. Das bedenke, lieber Ziegenhalter, und handle danach. Deine Pflegebefohlenen werden es dir durch höheren Ertrag und bessere Gesundheit lohnen, und dich selbst spricht dein Gewissen frei von Tierquälerei. Denn ein Tier dauernd im Stall einzusperren, das ist und bleibt nun einmal nichts weiter als Tierquälerei.

Die Widersetzlichkeit und das Milchverhalten der Kühe beim Melken.

Von —r.

Die Kühe lassen sich das Melken, wenn es sanft vorgenommen wird, im allgemeinen gern gefallen, da ihnen die Milchentnahme ein angenehmes Gefühl zu verursachen scheint. Bei Jungrindern, die das erstmalig gekalbt haben, findet man allerdings häufig, daß sie sich dem ihnen ungewohnten Melken zu entziehen suchen und nicht stillhalten wollen. Man tut daher gut, die trächtigen Tiere bereits längere Zeit vor dem Kalben auf das Melken dadurch vorzubereiten, daß man sie öfters freichelt, ihnen freundlich zuredet, das Guter befühlt und sanft an den Strichen zieht. So vorbehandelte Rinder gewöhnen sich leicht an das Melken. Kühe bzw. Rinder, die beim Melken nicht stillhalten wollen, kuriert man am besten in der Weise, daß man ihnen während des Melkens einen Vorderfuß hochheben läßt, dabei sind die Tiere zu freicheln. Stehen sie still, so setzt man den Fuß langsam nieder und lobt sie. So wie sie wieder unruhig werden, wird der Fuß von neuem aufgehoben. Hiermit wird so lange fortgefahren, bis sie sich völlig beruhigt haben. Mit Geduld und Sanftmut kommt man sehr bald zum Ziel. Alles Schlagen und jede andere Roheit ist streng zu vermeiden. Ähnlich ist ein Verfahren zur Behandlung unändiger Färsen, welches ein Gutsbesitzer L. Müller in der „Illust. Landw. Zeitung“ schildert. „Meine Färsen,“ so schreibt L. Müller, „die im Sommer Tag und Nacht in großen Koppeln weiden, lassen sich anfänglich meistens nicht willig melken. Werden die Tiere



Zweckmäßiger Ziegenfutterstand.

loß das Futter muß ausreichend sein, auch die Art seiner Darbietung spielt gerade bei der Ziege eine wichtige Rolle. Als ursprünglich echtes Gebirgstier ist die Ziege von ihren Vrahnen her gewöhnt, das Futter von einer höher befindlichen Stelle herunterzurufen, im Gegensatz zum Schwein, das es von der Erde aufzunehmen pflegt. Daher frißt die Ziege im Freien auch am liebsten von einer Böschung, von einer Hecke, vom Gebüsch oder sucht das Laub der tiefer hängenden Baumzweige zu erlangen. Wer nun in der Ebene wohnt, wo den Tieren jede Möglichkeit zum Klettern benommen ist, oder wer die armen Tiere zu einer dauernden Stallhaft mit eng begrenztem Hofraum verurteilt, der kann auch unter diesen Verhältnissen ihnen etwas mehr Bewegungsmöglichkeit verschaffen. Er brinat

bewirkt aber eine bessere Ausnützung der Nährstoffe. Man kann deshalb diese Vorrichtung „Futterparständer“ nennen, denn er beugt einer Futterverschwendung wirksam vor.

Jedoch erwächst dem Ziegenhalter noch ein weiterer Vorteil aus dieser Vorrichtung. Bei dauernder Stallhaltung setzt sich, besonders zur Winterzeit, zwischen den Klauen häufig Dünger fest, der dort verhärtet, auch wachsen die Klauen krumm und werden verunstaltet. Beides verursacht Schmerzen und Unbehagen. Steht das Tier ständig auf dem Dünger zu ebener Erde, dann werden diese Uebel leicht übersehen; weniger leicht aber, wenn die Ziege auf die Fußbank tritt. Der Ziegenhalter wird dann so verständig sein, das Uebel schnellst zu beheben. Auch dem Aufblähen kann durch das häufige Hochstellen des Vorderkörpers



der nicht gleich gut ausgemolken; so stehen dieselben, sobald das Guter entzündet ist, erst recht nicht still. Seit einigen Jahren habe ich es nun nach folgendes Verfahren erreicht, daß auch die ungebärdigten Käsen langsam werden: Will ich ein Stück Käse nicht zuwilling melken lassen, so wird dasselbe mit der linken Seite hart an die Wand gestellt. Alsdann bestreift man an der Fessel des rechten Vorderfußes einen Strang und zieht mit Hilfe desselben das betreffende Bein nach vorn, so daß es steif ausgereckt wird. In diesem Zustande, also während das Tier auf drei Beinen steht, wird es gemolken. Ist dieses Verfahren einige Tage hindurch fortgesetzt worden, so macht das Melken auch ohne diese Vorkehrung keine Schwierigkeiten mehr. Ein Versuch wird lehren, daß dies von mir vielfach erprobte Verfahren praktisch ist. Wir möchten empfehlen, dieses Verfahren zu probieren. In vielen Fällen zeigen sich die Tiere beim Melken widerständig, weil es ungeschickt geschieht, auch gibt es einzelne Kühe, die sich nur von bestimmten Personen melken lassen wollen. Das richtige Melken will gelernt sein, und gewöhnlich gewöhnen sich die Kühe bald an einen neuen Melker. Selbstverständlich widerlegen sich die Tiere, wenn ihnen das Melken infolge von Euterchmerzen unangenehm ist. Die Schmerzen entstehen durch Krankheiten verschiedener Art, insbesondere die gewöhnliche akute Euterentzündung. In solchen Fällen muß mit äußerster Behutsamkeit gemolken werden. Gleiches gilt mit Bezug auf Kühe, die nach dem Kalben ein stark geschwollenes Guter haben. Wir verweisen übrigens noch auf das vorzügliche Werk: *Praktische Rindviehzucht von Dr. C. Römer, nebst einem Anhange: Der Rindviehstall, seine Anlage und Einrichtung.* Von Professor Schubert-Kassel. Mit 165 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis gebunden 14 Mk. Verlag von J. Neumann-Neudamm. Wir können allen Rindviehzüchtern nur raten, sich dieses gebiegene und mit vielen guten Abbildungen versehene Werk anzuschaffen. Das Lesen desselben dürfte von großem Nutzen sein, da der Verfasser seine reichen praktischen Erfahrungen in dem Buche niedergelegt hat.

Der Zimmergarten im Sommer.

Von R. Reichhardt.

Beim Gießen der Zimmer- und Balkonpflanzen im Sommer wird von den Blumenfreunden oft des Guten zu viel getan, weil sie annehmen, daß die Pflanzen bei der erhöhten Luftwärme größere Feuchtigkeit verlangen. Eine Pflanze, solange sie Knospen und Blüten treibt, braucht viel Wasser, sobald sie aber geblüht und wohl auch Früchte getragen hat, bedarf sie einige Zeit der Ruhe, um sich für die nächste Zeit zu erholen. An laubbewerkenden Pflanzen kann man dies am leichtesten beobachten und das Ruhebedürfnis erkennen, dem auch in den meisten Fällen Folge gegeben wird. Bei Blattpflanzen, welche das ganze Jahr hindurch grün und scheinbar in ununterbrochener Vegetation sind, ist das Erkennen der Ruhezeit schwieriger, und man muß sich hier nach der jeweiligen Wachstumsstärke der Pflanze richten. Sobald die Jahrestriebe im Sommer zum Abschluß gelangt sind, hört man mit der zu reichen Wasserzufuhr auf und beschränkt sich nur auf gleichmäßiges Feuchthalten der Töpfe. Um zu verhindern, daß die Töpfe zu viel Wasser bekommen, ist es notwendig, diese mit einem genügend hohen Gießrande und mit einer Scherbenunterlage zu versehen, damit der Pflanze durch Füllung des Gießrandes hinreichend viel Wasser gegeben wird, und dessen Überfluß bald wieder durch die Scherbenunterlage abziehen kann. Werden Untersetzer für die Pflanze verwendet, so darf in diesen kein Wasser längere Zeit stehen bleiben, damit die Erde nicht sauer wird und verdirbt. Mit dem Dingen muß ebenfalls vorsichtig verfahren werden. Es darf nur dann gebüngt werden, wenn das Wachstum der Pflanzen voll eingesetzt hat. Sehr guten Dünger bilden im Wasser aufgelöste Hornspäne. Am wirksamsten ist eine Düngung am Abend oder bei trübem Wetter. Niemals macht reichliches Düngen das Verpflanzen überflüssig. Oftmals begegnet man dieser irrigen Annahme.

Es kommt im Sommer häufig vor, daß Hortensien oder Myrten anfangen, ein kümmerliches Aussehen anzunehmen und an den Blättern gelb

zu werden. Das ist das beste Anzeichen, daß man entweder beim Gießen etwas veräumt hat oder der Standort der Pflanze nicht zusagt. Gartenfreunde begehen oft den Fehler, Topfpflanzen durch ständiges Gießen eine besondere Wohlthat zu empfinden zu wollen. Man darf erst dann gießen, wenn die Erdoberfläche des Topfes trocken geworden ist. Bei holzartigen Gewächsen ist dies ganz besonders zu beachten. Das Gießen soll soviel wie möglich von nur ein und derselben Person geschehen, so kann sowohl einem allzu verschwenderischen als auch unzureichendem Gießen am besten vorgebeugt werden. Gießen dagegen zwei oder mehrere Personen, so erhält die Pflanze bald zu viel, bald zu wenig Wasser. Besonnt sie zu viel, so verfault die Erde und die Pflanzen zeigen gelbe Blätter, erhält sie aber zu wenig Wasser, so daß der Erdboden gänzlich austrocknet, so schrumpfen die Zweige und Blätter ein und die Pflanze verborrt. Bei allzu sonnigem und heißem Standort kann sich ein solcher Vorgang bei jüngeren Topfpflanzen, zumal wenn sie in kleinen Töpfen stehen, binnen ein oder zwei Tagen vollziehen. Topfpflanzen, namentlich jüngere, sind deshalb an heißen Tagen an einem kühlen Orte unterzubringen.

Ofters liegt auch der Grund der Krankheit in der Notwendigkeit einer Umtopfung. Die Wurzeln haben das ganze Erdreich durchzogen und finden keine Nahrung mehr. Die verfaulten Wurzeln werden dann ringsum abgeschnitten und der Ballen mit einem spitzen Stöckchen gelockert. Die Pflanze wird dann in einen neuen Topf gesetzt, der ein wenig — etwa 2 cm — größer als der frühere sein muß. Der Ballen wird vor dem Einpflanzen ordentlich durchfeuchtet. Härtere Palmen, d. h. solche, welche der Laie als Zimmerpflanzen halten kann, welche also nicht der Pflege in besonderen Palmhäusern bedürfen, können im Sommer ohne Schaden ins Freie gebracht werden. Bei der Aufstellung achte man besonders darauf, daß die Pflanzen nicht dem Winde ausgesetzt sind. Dieser bricht nicht bloß die Wedel ab, sondern reißt auch die Blätter in Fäden. Sehr empfindlich sind Palmen gegen die Mittagssonne. Man stellt sie am besten unter das Schattendach von Bäumen, jedoch so auf, daß sie Morgen- und Spätnachmittagssonne haben. Im Sommer, wenn die Entwicklung der jungen Blätter eintritt, verlangen die Palmen reichliche Bewässerung, doch darf das Wasser nicht zu kalt sein. Das in den Unterfaß abfließende Wasser muß immer ausgegossen werden. In staubigen Tagen empfiehlt sich ein Besprühen der Blätter mit Wasser. Wie sehr dies dem Wachstum und Aussehen der Pflanze förderlich ist, kann man nach jedem Regen beobachten. Gegen Einfüsse starker Trockenheit und scharfer Winde schützt man die Palmen am besten durch Eingaben der Töpfe bis an den Rand in die Erde. Sobald die Nächte beginnen kühl zu werden, also gegen Mitte September, gehören die Palmen wieder in das Haus. Das Verpflanzen geschehe nie im Sommer oder im Herbst. Jüngere Exemplare müssen alljährlich umgepflanzt werden, ältere können zwei bis drei Jahre lang in ihrem Topf stehen bleiben, wenn man durch Dünggaben dessen Erde in Kraft erhält. Behält man die Palmen im Sommer im Zimmer, so gibt man ihnen den hellsten Platz, schütze sie aber mittags vor Sonnenbrand durch Vorhänge.

Eine reichblühende Topfglockenblume, die zugleich als Ampelpflanze benutzt werden kann, hat sich in den letzten Jahren in vielen Gärten eingebürgert. Sie trägt eine Unmenge blauer Blüten wie die Glockenblumen am Wegestrain und hängt ampelpflanzenartig am Topfe herunter oder klettert an kleinen Topfpalmen. Sie kann besonders auch an Balkonen und Veranden angebracht werden. Sie heißt *Campanula isophylla*, gleichblättrige Glockenblume, und stammt aus Ligurien. Die Kultur der Pflanze ist sehr einfach. Sie liebt nahrhafte, lockere Erde und wird aus Steddingen gewonnen. Man kann sie bis in den Spätsommer hinein im Freien halten. Bei Erwartung der Nachfröste kommen die Töpfe in ein ungeheiztes, aber frostfreies Zimmer, wo sie genügend Oberlicht haben. Bei Beginnendem Frühjahr werden die Pflanzen in etwas größere Töpfe umgepflanzt und ans offene Fenster, in den Garten, auf Balkone oder Veranden gestellt, wo sie den Tag über von der Sonne beschieden werden. Nach dem Abblühen schneidet man die Stengel über dem Stamm ab. Im Winter wird weniger

gegossen. Beim Anbinden der Ranken an Spalier sei man vorichtig, da die zarten Zweige leicht abbrechen. Einen besonderen Vorzug hat die Pflanze noch dadurch, daß sie von Ungeziefer nie heimgesucht wird.

Ein wohlgeschmeckender und bekömmlicher Hausstrunk.

Von Dr. Römer, Barstinghausen.

Die gegenwärtige trostlose Lage der Landwirtschaft zwingt zur äußersten Sparsamkeit. Alle nicht durchaus notwendigen Anschaffungen müssen unterbleiben. Das bezieht sich auch auf den Haushalt. Der Wein Keller muß ebenfalls darunter leiden. Nun wird mancher wohl einen guten Tropfen recht entbehren. Nächstherweise besitzen wir seit einiger Zeit ein einfaches, wenig Geld erforderndes Mittel, dem abzuhelfen. Dieses besteht darin, daß wir uns selbst Wein bereiten, nur nehmen wir zu seiner Herstellung keines Traubensaft, sondern den Saft unserer Gartenfrüchte. Es können die verschiedensten Früchte Verwendung finden; ungeeignet sind nur solche mit aufbringlichem Eigengeschmack, wie z. B. Erdbeeren, Himbeeren und dergleichen, da diese das natürliche Weinbukett, das durch Zusatz reiner Weinhese erzielt wird, verbunkeln, d. h. nicht zur Geltung kommen lassen würden.

Zur Hausweinebereitung eignen sich jedoch nicht nur die Gartenfrüchte (Stachelbeeren, Johannisbeeren, Rhabarber, Kirchen, Pfämen, Zwetschen, laures Fallobst, reife Äpfel und Birnen, Fliederbeeren, Hagebutten, Kirschen, Melonen, Tomaten), sondern auch Wald- und Feldfrüchte, wie Brombeeren, Ebereschen, Schlehen und Rüben.

Die Früchte werden mit heißem Wasser überbrüht. Es geschieht dies zu dem Zweck, um einmal alle auf den Früchten befindlichen wilden Hefen abzutöten, dann um die Früchte zu erweichen, damit sie ihren Saft hergeben. Sie kommen hierzu in eine Holz- oder Emaillewanne, deren Emaillefläche jedoch unversehrt sein muß. Nach dem Erkalten fügt man die vorher angekeimte Edehese hinzu. Nach 24 Stunden wird der erforderliche Zucker hinzugeschüttet. Das Gefäß muß gut zugedeckt gehalten werden. Hat sich der Zucker gelöst, so werden die Früchte mit Löffeln oder besser mit Fruchtpressen abgepreßt. Der abgepreßte Saft, der Most, kommt dann in das seiner Menge entsprechende, mit einem Gärverschluß versehene Gärgefäß.

Da nicht reiner Fruchtmost vergoren wird, sondern ein mit mehr oder weniger Wasser versetzter, so muß Zucker zugefügt werden. Er dient zum Versüßen und Vergären. Seine Menge ist verschieden, je nachdem ob es sich um die Herstellung eines leichten oder schweren, eines herben oder süßen Weines handelt. Der Zucker wird durch die Gärung in Alkohol und Kohlensäure zerlegt, wobei zwei Teile Zucker einen Teil Alkohol liefern.

Der wichtigste Punkt der Weinbereitung ist die Gärung. Sie wird hervorgerufen durch Hefezellen. Diese finden sich im Erdboden; sie gelangen im Sommer auf die Trauben; da sie auf diesen ein günstiges Keimbett finden, so vermehren sie sich sehr stark. Beim Pressen der Trauben gelangen sie in den Most und vergären diesen, wobei sie dem jungen Wein ihr Aroma, ihr Bukett, mitteilen. Dieses ist je nach dem Ursprunge, der Herkunft der Hefen sehr verschieden.

Man stellt vielfach Beerenweine her ohne Verwendung von Edelhefen. In diesem Falle gelangen die auf den Beeren befindlichen wilden Hefen zur Entwicklung. Derartige Weine können recht gut munden, aber sie bekommen meistens schlecht; sie bewahren leicht und erzeugen, wie man sagt, einen Kater. Dies steht in Verbindung mit ihrem Gehalt an dem sehr schädlichen Fuzelaxrom.

Jeder Wein hat seine eigene Hefe. Es ist nun bei der Fabrikation gelungen, diese verschiedenen Hefenarten durch ein geeignetes Verfahren zu konservieren. Keimfrei gemachte getrocknete Früchte werden mit Weinhesen geimpft und getrocknet. Die Hefen verharren hiernach in einem Ruhezustand. Werden sie später befeuchtet, so erwachen sie zu neuem Leben; bei geeigneter Wärme vermehren sie sich in großer Menge. Es sind Hefen für die verschiedensten Weine, so z. B. für Rhein-, Mosel-, Nahe-, Saar-, Frankwein, für Burgunder, Dolauer, Madeira, Malaga, Marsala, Chablis, Cherry, Portwein usw. in

Handel erhältlich. Der mit diesen Beeren hergestellte Wein entspricht an Charakter und Blume völlig dem entsprechenden Naturwein. Er ist sehr wohlschmeckend und bekömmlich. Seit zwei Jahren stelle ich mir aus Stachelbeeren und Johannisbeeren unter Benutzung solcher Edelbeeren einen gut mundenen Haustrunk her, der allgemeinen Beifall findet.

Neues aus Stall und Hof.

Eine bösartige Form der Maul- und Klauenseuche tritt nach einem kreisärztlichen Bericht in Mitteldeutschland auf. Die Krankheit verläuft dabei außerordentlich rasch, und die Tiere leiden derartig an Herzschwäche, daß sie im Stalle plötzlich mit einem Ausschlag tot zu Boden stürzen. Es ist bei dem diesmaligen Seuchengange unbedingt erforderlich, daß der Landwirt seinem Rindviehbestand im Stalle die größte Aufmerksamkeit zuwendet. Schon jeder Appetitmangel, jedes Nichtfressenwollen, jede beginnende Lahmheit ist verdächtig und muß beachtet werden. Bei Beginn der Lahmheit schlenkern die Tiere im Stalle die Füße in eigentümlicher Weise. Der Landwirt muß solche Anzeichen zu deuten verstehen. Wird dann der Bestand sofort in tierärztliche Behandlung gestellt, dann wird im Falle eines Verlustes eine Entschädigung in Höhe von vier Fünftel des gemeinen Wertes geleistet. Der diesjährige Seuchengang steht früheren gegenüber auch insofern günstiger da, als wir in dem Maul- und Klauenseucherserum ein wirksames Mittel besitzen, bei frühzeitiger Anwendung den Verlusten an Vieh vorzubeugen. Dr. W.

Die meisten Ferkelkrankheiten, so auch die Schweinepocken und Schweinepest, entstehen durch Kleinflebewesen, die in der Natur überall verbreitet sind. Von jedem Tier werden sie aufgenommen, aber sie können die Tiere nur krankmachen, wenn sie unzureichend gehalten werden. Durch eine ungesunde Haltung werden die Tiere dann leicht anfällig und krank. Solche ungesunden Einrichtungen entstehen in nachstalt, schlecht gelüfteten Stallungen und vor allem durch das dauernde Eingesperrtsein, das schließlich die gesündesten Ferkel schwächen muß. Es kann nicht oft genug auf das eindringlichste betont werden, daß Ferkelaufzucht ohne genügenden Auslauf an Unbündigkeit und eine Tierquälerei ist, bei welcher nicht nur den Tieren, sondern auch dem Geldbeutel des Besitzers erheblicher Schaden zugefügt wird, weil ohne den Auslauf die Tierchen niemals so gedeihen, als wenn sie freie Beweglichkeit haben, bei der sich die Muskeln kräftigen können. Erst durch den uneingeschränkten Auslauf wird der Körper der Ferkel befähigt, sich gegen alle eindringenden Krankheitskeime zu wehren. Die mangelhafte Entwicklung so vieler Ferkel sind berechtigte Anzeichen dafür, daß die Haltung noch viel zu wünschen übrig läßt. S.

Bei der Aufzucht junger Hunde soll man nur hochwertige Futtermittel verwenden. Ich verwende seit vielen Jahren Spratts Wespensutter, dabei gedeihen die Tiere ausgezeichnet, und nur selten habe ich einen Hund an der Staupe verloren. Vorzüglich ist auch die Wirkung von Hohnimvetol, das sein zerkleinert dem Weichfutter zugegeben wird. Wir halten Hohnimvetol nicht allein für ein gutes Vorbeugungsmittel gegen die Staupe, sondern auch für ein Heilmittel, besonders bei nervöser Staupe. Kf.

Buttermilch für Geflügel. Es ist in der letzten Zeit schon oft die Rede davon gewesen, daß Buttermilch ein vorzügliches Getränk für Geflügel sei. Ich hatte kürzlich Gelegenheit, eine größere Geflügelzuchtanstalt zu besuchen. Es waren 2500 bis 3000 Küden verschiedenen Alters vorhanden, die als Getränk ausschließlich Buttermilch bekamen und — es waren weiße Vöghorn — einen ganz vorzüglichen Eindruck machten. Kranke Tiere waren überhaupt nicht zu sehen. Die Küden bekommen, so wie sie 24 Stunden aus der Maschine sind, Buttermilch, und kein Tier hat Durchfall gezeigt. Aber nicht allein für Küden ist Buttermilch ein vorzügliches Futter, es tut auch vorzügliche Dienste bei erwachsenen Tieren; besonders sollte man Buttermilch während der Mauser füttern. Kf.

Neues aus Feld und Garten, Treibhaus und Blumenzimmer.

Die Vermehrung der Stachelbeersträucher kann im August nach beendeter Ernte mit Vorteil ausgeführt werden. Zu diesem Zwecke werden kräftige, kurze, gut ausgereifte Triebe mit etwa drei bis sieben Blättern geschnitten. Die untersten Blätter sind bis auf die Blattstiele zu entfernen, nachdem die Triebe kurz unter dem untersten Auge glattgeschnitten wurden. Die Stecklinge werden dann in einen Kasten in reinen Sand gesteckt. Bevor Glascheiben aufgelegt werden, sind die Stecklinge wichtig zu überbrauen, was späterhin mehrmals am Tage zu wiederholen ist. Gegen grelle Sonne werden die Glascheiben mit Kalkmilch bestrichen. Wenn die Pflanzen treiben, was in der Regel das Zeichen der erfolgten Bewurzelung ist, dann können sie allmählich an die Luft gewöhnt werden. Mitte bis Ende August, je nachdem sich die Stecklinge entwickelt haben, pflanzt man sie auf ein geschüttet liegendes Beet, wo sie noch anwachsen und durchwintert werden. Schwach entwickelte Pflanzen erhalten im Winter einen ganz leichten Schutz durch Fichtenreisig oder dünn dazwischen gemorrenes Laub. Auf diesen Beeten, welche unkrautfrei zu halten sind, können die Pflanzen in einer geeigneten Entfernung von ungefähr 20 cm stehend, während eines Jahres kultiviert werden, doch sind sie dann im folgenden Jahre auf größere Entfernungen zu versetzen. Nach drei bis fünf Jahren erhält man schöne, gut entwickelte Sträucher. In derselben Weise können Johannisbeersträucher vermehrt werden. Auch lassen sich manche Frühjahrsblütensträucher, z. B. Flieder, Schneeball, Forsythien, Deutzien, in ähnlicher Weise heranziehen. R. R.

Die Herbstsaat von Möhren oder Karotten im Garten sollte schon des Versuches wegen nicht unterbleiben. Man sät den Samen, nicht zu dicht, in kalte Kästen oder ins freie Land an möglichst windgeschützter Stelle aus. Mit Eintritt strengerer Fröste packt man Laub darüber, lüftet aber sofort wieder bei Eintritt milderer Witterung. Zum Frühjahr hin kann man noch etwas Pferdedünger zur Ernährung und Ermärmung geben. Und hat man Glück, dann kann man im April schon die ersten Karotten ernten. W.-i.

Behandlung der Winterleukoiden im Frühjahr. Alljährlich pflügt im Frühjahr im Blumengarten ein gewisser Mangel einzutreten, wenn die Blumenzweibeiengewächse: Hyazinthen, Tulpen, Krokus, Veilchen, Stilla, ihren Flor beendet haben. In diesem Stadium pflegen dann die Winterleukoiden als zeitige Frühlingsblüher von den Gärtnern mit bestem Absatz auf den Markt gebracht zu werden, um die Lücke auszufüllen. Jeder Gartenfreund ist inständig, sie mit geringem Aufwand und bei anspruchsloser Pflege heranzuziehen. Man kauft, wenn man sie nicht selbst aus Samen herangezogen hat, vom Gärtner im August Pflanzen und versteht sie nicht tiefer als vorher — was man am Stengel sehr wohl erkennt — in Töpfe, deren Erde nahrhaft, locker und mit etwas Sand durchsetzt sein soll. In einem gegen die Mittagssonne etwas geschützten Orte aufgestellt und durch Gießen gepflegt, sind die Pflanzen bis zum Eintritt des Froites angewachsen, und dieses Anwachsen ist von höchster Bedeutung für ein gutes Gelingen der weiteren Kultur der Winterleukoiden. Ende Oktober kommen sie dann in ein frostfreies Zimmer, wo sie, so oft die Witterung hierzu günstig ist, viel Luft und nur, wenn dringend nötig, Feuchtigkeit erhalten. Die Zuführung der Luft verhindert das Welkwerden der Blätter. Beim Beginn des Frühjahrs werden sie wieder regelmäßig begossen und werden zur Abhärtung in den Garten gestellt. Später, wenn man sie zur Landkultur verwenden will, pflanzt man sie mit vollem Ballen in das Land. Sie blühen dann schöner als in Töpfen. Einen kräftigen Wuchs erhalten die Pflanzen bei der Topfkultur, wenn man sie im Frühjahr in größere Töpfe umsetzt. In Aufnahme gekommen sind neuerdings die sogenannten Cocardeau- oder Stangenwinterleukoiden. Kf.

Neues aus Haus, Küche und Keller.

Risse und Löcher in Mahagoniholz zu verkiten. Man bereitet sich dazu einen Kitt aus einer möglichst konzentrierten Auflösung von Gummiarabikum und englischem Rot. Diesen Kitt streicht man recht gut in die vorhandenen Risse oder Löcher und schleift nach dem völligen Trocknen die Stellen vorsichtig ab. Der Kitt hält sehr fest und hat außerdem den Vorzug, daß die gelittenen Stellen nicht erkennbar sind, da die Farbe des Kittes der des Mahagoniholzes sehr ähnlich ist. M. T.

Witantes Rindfleisch. 3½ Stunden. Gut abgelegenes Rindfleisch (Rippenstück) wird von den Knochen befreit, tüchtig geklopft und mit Speckstreifen, Gewürznelken, Zwiebelstücken und Zitronenschale abwechselnd in Reih und Glied gepickt. Dann reibt man es mit Salz und Pfeffer ein und legt es zwölf Stunden in gefochten milden Essig. Am anderen Tage kocht man den Essig mit ebensoviel Wasser auf, legt das Fleisch hinein und läßt es langsam darin weichkochen. Die Brühe verfocht man mit einer braunen Mehlschwitze; fügt einige Zitronenscheiben dazu, läßt das Fleisch noch zehn Minuten darin ziehen und schneidet es in Scheiben. Die Soße wird abgeschmeckt, mit sehr Tropfen Maggi's Würze verfeinert und über das Fleisch angerichtet. Als Beigabe eignen sich am besten Nudeln, Maffaroni oder Bouillonreis. M. A.

Brotanlauf. 300 g Weißbrot, 120 g Sulzantinen, 50 g Mandeln, 100 g Zucker, 50 bis 70 g Butter, 1 Liter Milch und 3 bis 5 Eier. Das feingeschnittene Brot wird in der Butter ein wenig geröstet, drei Viertel von der Milch daran gegossen, der Zucker, die geriebenen Mandeln und die Sulzantinen dazugegeben und gut vermischt. Man nimmt die Masse dann vom Feuer, läßt sie auskühlen; füllt sie in eine mit Butter gut ausgestrichene Auflaufform und gibt die übrige Milch mit den darunter gerührten Eiern darüber und bäckt den Auflauf eine Stunde im heißen Ofen. K. R. - S. G.

Neue Bücher.

Neue Schriften über Teichwirtschaft und Fischerei, erschienen im Verlage von J. Neumann, Neudamm. Noch immer wird unserer Fischwirtschaft von der Allgemeinheit nicht das nötige Verständnis entgegengebracht. Daß unsere Edel-fische, Forellen, Karpfen, Schleien usw., genau so sorgfältig gezüchtet und gepflegt werden müssen wie Schweine, Gänse, Hühner, ahnen die allerwenigsten. Wer ein Fischwasser besitzt und sich über die verschiedenen Versuche über Teichdüngung und Fütterung unterrichten will, der lese „Die Versuche 1925 der bayerischen teichwirtschaftlichen Versuchsstation Wiesenbach“. Da hat der Leiter der Station Dr. E. Walter, eine bekannte Größe auf dem Gebiete der Teichwirtschaft, die Ergebnisse seiner Forschungen klar zum Ausdruck gebracht. Der Sonderdruck aus der „Fischerei-Zeitung“, die ebenfalls im Verlag von J. Neumann-Neudamm erscheint, kostet nur 1,20 Mk. Über die Größe unserer Teichwirtschaften und ihre Erträge gibt uns die „Statistik der deutschen Teichwirtschaft“ von Dr. Köhler, Generalsekretär des Deutschen Fischereivereins, Auskunft. (Preis 0,50 RM.) Die Kriegsjahre mit ihrer Zwangswirtschaft waren die beste Gelegenheit, das ganze Material zu erfassen. Wir ersehen daraus, daß über 56 000 ha Teichfläche in Deutschland der Fischzucht dienen, die allein an Karpfen und Schleien 76 000 Zentner bringen — nicht genug, weil noch lange nicht überall intensiv gemirtschaftet wird (siehe Wiesenbach)! Der Bedarf an Edelfischen in Deutschland ist größer als die Produktion. Deswegen geht noch viel Geld für Fische ins Ausland. Das kann oft wegen günstigerer Lage und anderer Verhältnisse billiger produzieren als wir. Da können nur Fischzöller den Fischersmann vor dem Untergang schützen. Der Deutsche Fischerei-Verein hat daher eine „Denkschrift über die wirtschaftliche Lage der Binnenfischerei und die Notwendigkeit ausreichender Schutzzölle für Süßwasserfische“ herausgegeben, die allseitige Beachtung verdient. Das Heft bringt alles Wissenswerte über den Handel mit Karpfen, Schleien, Forellen, Lachsen, Walen, Zandern, Hechten, Felchen und Krebse und kostet nur 0,50 RM. M.

Frage und Antwort!

Ein Ratgeber für Jedermann.

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen.
Der größte Teil der Fragen muß schriftlich beantwortet werden, da ein Abdruck aller Antworten räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Unannehme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Besitzer unseres Blattes ist, sowie ein Portomittel von 30 Pfg. beizufügen. Werden mehrere Fragen gestellt, so sind ebenfalls Portomittel, als Fragen gestellt sind, mitzugeben. Im Briefkasten werden nur rein landwirtschaftliche Fragen behandelt; in Brieffragen oder in Anzeigenblättern, die sich nicht dem Rahmen unseres Blattes anpassen, kann Auskunft nicht erteilt werden. Die Schriftleitung.

Frage Nr. 1. In meinem Kinderstall herrscht die Tuberkulose. Ich will daher sämtliches Vieh verkaufen und neues anschaffen. Kann ich das frisch gekaufte Vieh in demselben Stall bringen? Im Winter ist der Stall durchbar naß, so daß dann die Decke tropft. Kann ich die Pferde in den Kuhstall und die Kühe in den Pferdeestall bringen, oder gibt es noch andere Vorkehrungsmöglichkeiten?
W. in S.

Antwort: Den Stall können Sie weder als Pferde- noch als Kuhstall benutzen, auch darf auf keinem Fall das neue Vieh darin untergebracht werden. Denn Sie würden trotz sorgfältigster Desinfektion nie unter Garantie die Tuberkulose herausbekommen, da der Stall zu naß und ungesund ist und die Tuberkulose schon seit Jahren darin herrscht. Reizen Sie den ganzen Stall ab und bauen Sie aus neuem Material einen neuen an einer anderen Stelle. Mühe und Geldkosten sind dann wenigstens nicht vergeblich. Tierarzt Dr. R.

Frage Nr. 2. Mein kräftiges Schwein leidet dauernd an Husten. Was ist hiergegen zu tun?
S. C. in S.

Antwort: Ist der Husten gutartig, nur eine Folge von Erkältung, und nimmt das Tier bei richtiger Fütterung zu, dann wird man sich damit abfinden müssen. Leidet jedoch das Tier unter dem Husten erheblich, magert auch ab, so ist der Verdacht auf mangelhaftes Futter und schlechend verlaufende Lungenentzündung (Schweinepneumonie) nicht von der Hand zu weisen. Zu deren Bekämpfung muß das Tier vom Tierarzt mit dem entsprechenden Impfstoff und anderen Heilmitteln behandelt werden. Sollte Schweinepneumonie ständig im Stalle herrschen, ist das Tier ferner drei Wochen vor dem Abfertigen mit einem geeigneten Bakteriengemisch zu impfen, und der Stall ist gründlich zu desinfizieren. Im übrigen trocknes Lager, täglich mehrflüßiger Auslauf ins Freie, damit das Tier erdige Bestandteile aufnehmen und frische Luft schöpfen und sich die notwendige Bewegung machen kann. Dann richtig zusammengesetztes Futter in breiter Form. Lassen Sie sich vom Verleger von J. Neumann in Neudamm, Provinz Brandenburg, die Schriften: Dr. Weiß' „Einträgliche Schweinehaltung“ (60 Pfg.) und Müller' „Der kleine Schweinehalter“ (1,20 RM) kommen. Sie werden Sie Ihnen viel nützen. Dr. Ws.

Frage Nr. 3. Meine beiden elf Wochen alten Ferkel leiden seit etwa acht Tagen in immer stärker werdendem Maße an Luftknappheit. Der Atem geht so schwer, als ob ein Gewächs in der Nase sitzt. Die Freiluft hat etwas nachgelassen. Sont sind die Tiere munter und haben Gelegenheit, sich im Freien zu bewegen. Wie können diese Atembeschwerden wohl beseitigt werden?
E. N. in W.

Antwort: Ihre Ferkel leiden an der sogenannten Schnüffelkrankheit. Diese wird durch den Mangel an Kalk im Futter bedingt und kommt durch eine Umformung und Anschwellung der Knochen, namentlich der Nasenknochen, zum Ausdruck. Zwecks Bekämpfung empfehlen wir Ihnen, dem Futter phosphorhaltigen Futterkalk oder Schlammkreide zuzusetzen, je Tier und Mangelzeit einen Teelöffel voll. Verhärtet sich das Leiden und tritt bei Verabreichung der Kalkgaben eine Besserung nicht ein, so ist an ein baldiges Abschneiden zu denken. Dr. Wn.

Frage Nr. 4. Meine vier Wochen alten Kaninchen gehen nacheinander ein. Einige haben einen dicken Bauch, sie huden zusammen, türtschen mit den Zähnen und beledeten sich die Ohren. Was liegt hier vor?
W. in N.

Antwort: Ihre jungen Kaninchen gehen an der Trommelfucht ein. Diese äußert sich durch stark aufgetriebenen Leib. Sie entsteht infolge

reichtiger Fütterung mit jungem Grün, vor, besonders Klee, und befüllt namentlich Tiere in dumpfen, schlecht gelüfteten Ställen. Geben Sie den kranken Tieren 3 bis 5 Tropfen Salmiatgeist auf einen Teelöffel Wasser. Die Ställe sind zu reinigen und mit einer fünfprozentigen Cellulosefälllösung zu desinfizieren. Geben Sie viel Heu. R.

Frage Nr. 5. Mein prachtvoller Boxer haart schon seit November vorigen Jahres, ohne daß aber taube Stellen auf dem Felle zurückbleiben. Auch hat er an allen Spalten zwischen den Beinen rote Flecke, die ansehend jucken. Das Futter besteht aus Milch mit Semmelbröden, Gemüse, Kartoffeln, getochem Pferdefleisch. Hin und wieder bekommt er auch übriggebliebenes Suppenfleisch und Knochen. Was könnte ich gegen das lästige Haaren tun?
B. in D.

Antwort: Ihr Boxer leidet höchstwahrscheinlich an Furunkulose. Bepfehlen Sie die roten Flecke zwischen den Beinen mit Jodtinktur. Sollten sich dort aber Eiterpusteln bilden, dann lassen Sie diese lieber vom Tierarzt öffnen und ausäßen. Zur Blutreinigung empfehlen sich innerliche Gaben eines Sefepreparates (Bajuarin-Bengen oder Leurino). W.

Frage Nr. 6. Bei meinem Schäferhunde bemerke ich seit einiger Zeit mitunter folgende Krankheitsercheinungen: Köpfelein, als stede ihm etwas im Halse, Husten, der sich bis in die Weichen bemerkbar macht, Schnüffeln durch die Nase und starken Haarausfall. Welche Krankheit liegt hier vor?
R. N. in W.

Antwort: Höchstwahrscheinlich leidet Ihr Hund an einem Katarth der oberen Luftwege, den Sie durch Inhalationen von Kreolin-Dämpfen (1 Eßlöffel voll Kreolin auf 1 Liter heißes Wasser) bekämpfen können. Um die Ursachen des Haarausfalls festzustellen, wird eine mikroskopische Untersuchung erforderlich sein. W.

Frage Nr. 7. In mein Grundstück kommen täglich Ragen, die sämtliche in meinem Garten befindlichen Eingewölge aufressen. Was kann ich hiergegen tun?
H. in W.

Antwort: Zum Fangen der Ragen eignen sich am besten Rastfallen. Wer sich diese nicht selbst herstellen kann, oder im Orte machen lassen kann, beschafft sich dieselbe von Förster Strade, Welen in Westfalen. Die Fallen werden möglichst an versteckten Stellen an Zäunen aufgestellt. Als Köder können tote Spazeh, Fische, Fleisch usw. genommen werden. R.

Frage Nr. 8. Seitdem unser Küchgen das Licht der Welt erblickte, sind ihre Augen jeden Morgen fest zugepappt, so daß sie sie kaum aufmachen kann. Wir haben die Augen immer mit Milch abgewaschen. Was kann ich noch hiergegen tun?
W. N. in M.

Antwort: Wenn Ausspülungen mit dreiprozentiger Boräurelösung nicht helfen sollten, mühen Sie die Augeninndehaut von einem Tierarzt ähen lassen. W.

Frage Nr. 9. Meine Küden und Hühner bekommen einen unnormal großen Kropf, der sich steinhart anfüllt. Vorher rötet sich der Kopf, auch das Schlucken fällt ihnen schwer. Ein Küden ist sogar erblindet. Um welche Krankheit handelt es sich hier wohl, und was kann man dagegen tun?
S. B. in W.

Antwort: Es handelt sich um sogenannten harten Kropf. Ihre Tiere fressen irgend etwas, das unverdaulich ist bzw. eine Kropferstopfung hervorruft. Forschen Sie nach der Ursache! Der Kropf wird sankt massiert, die Tiere bekommen einen kleinen Löffel verdünnten Essig. Auch geben Sie einige Tropfen Salzsäure ins Trinkwasser. Reichen Sie nur leicht verdauliche Nahrung, wie Spratts Geflügelfutter. Die Erblindung des Küdens dürfte andere Ursachen haben. R.

Frage Nr. 10. An Kohlpflanzen, die vor einiger Zeit gepflanzt wurden, befinden sich an den Wurzelein dicke Knollen, die beim Pflanzen nicht zu bemerken waren; öffnet man diese Knollen, so befinden sich in den meisten madenförmige Würmer. Die Pflanzen selbst werden melk, und die Blätter fallen ab. Woran liegt das, und was kann man dagegen tun?
F. N. in S.

Antwort: Ihre Kohlpflanzen sind von den Larven des Kohlgallenrüsselkäfers befallen. Sehr häufig sind die Pflanzen schon im Saatbeet hiervon befallen, man bemerkt dann beim Pflanzen bei genauem Hinsehen kleine,

kleine Knollen, werden diese augenmerklich so sind die Pflanzen gerettet. Sollte dieses bei Ihnen nicht gewesen sein, so ist das Kulturland verpachtet. Suchen Sie in Zukunft dem Kohl jährlich ein anderes Stück Land zu geben. Dieses ist im Herbst kräftig mit Aschalk zu düngen, pro Quadratmeter 1/2 bis 1 kg. Nach dem Pflanzen gießen Sie die Pflänzchen einige Male mit 1/2 prozentiger Kujol- oder 1/2 prozentiger Obstbaumkarbolineum-Lösung an. Im Herbst sind sämtliche Strünke aus dem Boden zu ziehen und zu verbrennen. Im Sommer befallene Pflanzen sind sofort zu verbrennen. R.

Frage Nr. 11. Seit längerer Zeit mache ich vergeblich Versuche, Edelbähen zu ziehen. Kaum zeigt sich ein Blättchen, wird es abgestreifen. Wie kann ich die Pflanzen wirkungsvoll schägen?
D. in S.

Antwort: Wahrscheinlich handelt es sich bei Ihnen um Schnecken oder Ohrwürmer. Zur Bekämpfung der Schnecken streuen Sie feinen Aschkalk oder Kalk um die Stauden. Nach Regenwetter muß dieses wiederholt werden. Ohrwürmer vernichtet man, indem man zwischen die Zweige Bündel von Holzrinde oder Papier legt; hier verkrühen sich dieselben am Tage und werden dann durch Wegnahme der alten und Ersetzen durch neue Bündel vernichtet. R.

Frage Nr. 12. Ich besitze zwei Glyzinen. Eine davon, welche zeitig im Frühjahr austrieb und gesundes, grünes Aussehen zeigte, nimmt jetzt eine fast hellgelbe Farbe an. Auch die zweite, welche allerdings erst spät, aber auch gesund austrieb, scheint auch die gelbe Farbe annehmen zu wollen. Was ist wohl die Ursache?
E. W. in U.

Antwort: Es ist anzunehmen, daß Ihre Glyzinen in diesem Jahre durch die allzu große Nässe leiden und dadurch gelb werden. Lüften Sie in diesem Falle den Boden durch dauerndes Hacken. VIELLEICHT läßt sich das Wasser ableiten. Möglich ist auch, daß die Blätter vom Spinnmilben befallen sind, allerdings ist dann die Farbe der Blätter mehr weisgraue. Die Bekämpfung geschieht in diesem Falle durch Bestäuben der Blätter mit Schwefelstaub oder Besprüngen mit 1/2 bis 1 prozentiger Solbarlösung. R.

Frage Nr. 13. Wie stelle ich Ameisen-, Brennessel- und Kampferspiritus zu Arzenei zwecken her?
R. A. in D.

Antwort: Ameisenspiritus stellt man durch Übergießen frisch gesammelter Ameisen mit Spiritus her. Der Ameisenspiritus des Handels besteht aus 33 Teilen Spiritus, 13 Teilen Wasser und 2 Teilen Ameisensäure. Brennesselspiritus erhält man durch längeres Ausziehenlassen frischer Brennesseln in Spiritus. Kampferspiritus, ein Produkt des Kampferbaumes, löst sich leicht in Spiritus auf. Arzeneilich benützt wird eine Lösung von 1 Teil Kampfer in 7 Teilen Spiritus und 2 Teilen Wasser als Kampferspiritus. Dr. Ws.

Frage Nr. 14. Mein Apfelwein ist zu süß und schmeckt nach verfaulten Äpfeln. Ist dergleiche noch zu verbessern?
W. A. in G.

Antwort: Ein Apfelwein, der zu süß ist, wird am besten ungegoren oder mit einem lauren Apfelwein verschnitten. Lebensfalls darf er nicht mit Wasser verdünnt werden, da er sich sonst nicht hält. Den sauligen Geschmack zu beseitigen, gelingt nicht immer. Entweder wird der Wein eingeschwehelt, oder er wird mit Holzkohle behandelt. Im ersten Falle verfährt man folgendermaßen: Die Hälfte des Weines wird abgezogen, der Rest im Faße mittels Schwefelschnitte eingebrannt, dann gemischt, bis die Schwefeldämpfe vom Weine aufgenommen sind, nochmals eingeschwehelt und der abgefüllte Rest hinzugegeben. Nach einiger Lagerung muß der Geschmack besser geworden sein. Im anderen Falle wird frische, erbsengroß zerhackte und vom Staube abgeseibte Buchenholzkohle zu mehreren Händen voll dem Weine hinzugegeben und auf einige Wochen unter öfterem Umrühren einwirken gelassen. Sodann läßt man den Wein durch ein sauberes Tuch laufen, um die Holzkohle aufzufangen, und lagert den Wein in dem inzwischen gründlich geäuberten Faße spundvoll, bis er klar geworden ist. Dr. R.